

Wolfgang Wiesauer

# CARAVAGGIO

Der Brunnen. Sein Wasser  
und mein Durst nach ihm.

*Wolfgang F. Wiesauer*

## **CARAVAGGIO.**

**DER BRUNNEN. SEIN WASSER UND MEIN DURST  
NACH IHM.**

**Trilogie**

## **Teil I: Der Brunnen**

## Brief 1

*Di Zagarolo a di 7 di Luglio 1606*

*Serenissimo Principe di Stigliano! Mio caro Luigi!*

Durchlauchter Fürst von Stigliano! Mein lieber Don Luigi!

Da Zeit und Umstände drängen, bitte ich, Euch unumwunden folgendes berichten zu dürfen:

Am letzten Sonntag im Mai hat sich auf dem Marsfeld in Rom eine aufsehenerregende Auseinandersetzung zwischen zwei Männern und deren Freunden zugetragen – wegen einer lächerlichen Spielschuld von zehn *scudi*, wie man mir sagt –, die für einen der beiden tödlich endete. Er hieß Ranuccio Tomassoni, entstammte einer angesehenen Familie aus Terni und starb von der Hand seines Gegners Michelangelo Merisi, einem Maler von zweifelhaftem Ruf, doch überaus großem Können.

Signore Merisi, ein Lombarde, den sie hier nach seinem Heimatort Caravaggio nennen, ist nach seiner Bluttat in den *palazzo* des Marchese Vincenzo Giustiniani geflüchtet, wo er sich – selbst schwer verletzt – mehrere Tage versteckt gehalten hat. Da der ehemalige Hauptschatzmeister der Apostolischen Kammer, der ihm als Gönner stets zugetan war, derzeit in Geschäften jenseits der Alpen weilt, konnte er nicht bleiben.

In jenen Tagen kam der Kardinal Francesco Maria del Monte zu mir – in Begleitung eines gewissen Prospero Orsi, den ich nicht kenne – und bat mich um eine Unterredung. Del Monte, ehemals selbst Patron des flüchtigen Malers, vertritt die Interessen der französischen Bourbonen am päpstlichen Hof. Gleichwohl die des Florentiner Großherzogs Ferdinando De'Medici, dessen persönlicher

Vertrauter er ist. Der Kardinal genießt also großes Ansehen. Auf Gnadenerweise des Papstes hat er aber keinen Einfluß. Er kann dem Maler nicht nützen.

Dennoch obliege ihm als Protektor der *Accademia di San Luca* die Sorge für Kunst und Künstler. Der Maler irre ziellos herum, unschlüssig, wohin er sich wenden soll. Das jedenfalls berichtete er, als er mich bat, ihm Zuflucht auf unseren Gütern hier in den Sabiner Bergen zu gewähren.

Nun, Donna Costanza, Eure Tante, hat die Familie des Künstlers schon unterstützt, als ihr Mann Francesco Sforza, der Marchese di Caravaggio, noch am Leben war. Der Vater des Malers, Fermo Merisi, war Magister bei ihm; er starb früh an der Pest. Seine Mutter hieß Lucia Aratori. Sie stand damals allein mit vier kleinen Kindern.

Indes der Kardinal und sein Begleiter mich also ins Vertrauen zogen, ist der Maler von sich aus in der *Piazza Santi Apostoli* aufgetaucht und im Stadtpalast vorstellig geworden: Donna Costanza hat ihm ihre Hilfe zugesagt. Sie hält ihn noch immer für eine Art Glücksbringer, müßt Ihr wissen, er ward nämlich an dem Tag geboren, als die erlösende Nachricht vom Sieg ihres Vaters Marcantonio gegen die Türken eintraf. Ergo habe ich ihm, ungeachtet seiner Tat und seines schlechten Rufs, Schutz gewährt.

Nun verhält es sich so, daß er bereits mehrere Wochen auf meinen Gütern weilt. Hier malt er zur Zeit ein ‚Emmausmahl‘, das er fast fertiggestellt, und eine ‚Maria Maddalena‘, die er eben begonnen hat. Ich bewundere seine *maniera*, auch wenn mir manches unüblich und gewagt erscheint. Ich werde ihn – ganz im Sinne meiner verstorbenen Mutter Orinza – beauftragen, für unsere Kapelle in San Domenico in Neapel eine Rosenkranzmadonna zu malen: zum Dank an die Gottesmutter für die Unterstützung unseres *condottiero vittorioso* Marcantonio, Generalkapitan und Admiral in der Schlacht von Lepanto.

Zwar bot er dies unentgeltlich als Gegenleistung an. Ich möchte seine Notlage aber nicht ausnützen, ihn jedenfalls entlohnen. Er wird Geld brauchen, in nächster Zeit.

Doch handle ich in allem im vollen Umfang und Wissen gegen die päpstliche Justiz, die ihn sucht. Zu viele wissen, wo er ist. In Rom pfeifen es die Spatzen von den Dächern. Der hohe Herr will natürlich unerwähnt bleiben – der Zorn der Kirche wird uns alleine treffen! Sie schuldet uns viel, Gott weiß es. Doch hatte ihre Dankbarkeit ein frühes Ende. Die Großtat Marcantonios im Golf von Korinth ist, scheint's, nicht mehr von Belang.

Ich gerate zusehends in Verlegenheit, ja Bedrängnis, und werde ihn morgen zu Eurem Vetter Filippo nach Pagliano schicken, um das Versteck zu wechseln. Filippo wird ihn in seinem Palast in Genazzano beherbergen. Seine Frau Lucrezia wird sich dort um ihn kümmern. Sollte auch das heikel werden, können wir nur noch mit dem *palazzo* in Palestrina rochieren.

Um drohendem Unheil vorzubeugen, bitte ich Euch, zu prüfen, ob Ihr ihn zu unserer Entlastung in Neapel unterbringen könnt, wo er der Strafverfolgung fürs Erste entzogen wäre.

Sitis felices

Fürst Marzio Colonna

Nachschriftlich noch das Ersuchen, mir die Abmessungen der Altarwand mitzuteilen, damit Meister Merisi das Gemälde konzipieren kann.

## Brief 2

*Di Zagarolo a di 23 di Luglio 1606*

Euer fürstliche Hoheit! Lieber Don Luigi!

Eure Tante erwidert Euren Gruß! Sie dankt der Nachfrage, erfreut sich guter Gesundheit.

Ich wiederum danke für das rasche Rescriptum und die Bereitschaft, Euch des Malers anzunehmen.

Ich vergaß letzthin zu erwähnen, daß Kardinal Del Monte das Amt des Protectors der *Accademia di San Luca* seinerzeit von Kardinal Federico Borromeo übernommen hat, der nun Erzbischof in Mailand ist. Ihr kennt ihn gar wohl: Er ist ein Cousin von Euch. Sein Vater und der Eurer Mutter waren Brüder. Del Monte sagt mir, der Erzbischof habe die Laufbahn des Malers stets wohlwollend, wenn auch kritisch verfolgt. Er besitze selbst ein Werk von ihm, das er sehr schätze ...

Inzwischen hat mich ein Brief von ihm erreicht, in dem er uns ersucht, den Maler – der Fürsprache Del Montes gemäß – weiter zu schützen. Wir handeln also auch in seinem Sinn.

Wie auch immer: Ich habe dem Maler den Vorschlag unterbreitet. Er lehnt es strikt ab, nach Neapel zu gehen. Der spanische König sei päpstlicher als der Papst, dem Heiligen Stuhl als Lehensmann verpflichtet und treu ergeben. Man würde ihn sofort ausliefern, sollte man seiner habhaft werden.

Nun, ich verstehe seine Bedenken und teile sie. Die Misere würde sich nur verlagern.

Es bleibt also nichts übrig, als den spanischen Vizekönig Don Alonso Pimentel um eine Audienz zu bitten und ihn zu fragen, ob er dem Maler Schutz gewähren kann. Eure hohe Stellung sowie die gediegenen Verbindungen unserer Familie nach Neapel machen

mich zuversichtlich, daß es sich fügen wird. Dies halte ich für das Beste, eingedenk Eurer eigenen Reputation.

Was die Natur des Meisters anlangt, so muß man ihn nehmen, wie er ist. Deshalb ratet dem Vizekönig: Akzeptiert seine Macken und erntet sein Genie! Seine große künstlerische Begabung würde der Stadt jedenfalls zugute kommen. Er ist eine kostbare Bürde.

Sitis felices

Fürst Marzio Colonna

## Brief 3

*Di Zagarolo a di 5 di Agosto 1606*

Euer fürstliche Hoheit! Lieber Don Luigi!

Ein Glück, daß Seine Exzellenz der Vizekönig selbst auch der Malerei zugetan ist und ein Gemälde von Signore Merisi möchte! Der Meister sagt mir, einen Heiligen Andreas habe er noch nie gemacht; es interessiere ihn durchaus. Dem Wunsch des Vizekönigs, dem herkömmlichen Kreuz den Vorzug zu geben, sei er gefügig.

Die Einwände Seiner Exzellenz – was die prompte Verbringung des Malers nach Neapel betrifft – sind vernünftig und begründet. Es leuchtet ein, daß er den neuen Papst nicht vor den Kopf stoßen kann, zumal er ihn persönlich kennt. Noch dazu ein Borghese, der ganz auf die Spanier setzt. Nur allzu begreiflich, daß er sich ausbedingt, den Maler zunächst völlig abzusondern, bis Gras über die Sache gewachsen ist. Interim fit aliquit! Vielleicht gelingt es sogar, mit dem Papst ein Stillhalteabkommen zu verhandeln. Daß er – angesichts der prekären Lage hier bei uns – gedenkt, ihn solange bei seinen Verwandten im Süden von Salerno unterzubringen, ist überaus gütig und findet meinen innigen Dank und die Einsicht des Meisters!

Die Nähe des Spanischen Königs zum Heiligen Stuhl mag dennoch dazu führen, daß er Neapel wieder verlassen muß. Das habe ich dem Maler nicht verheimlicht. In nächster Zeit aber ist er sicher.

Seine Verlegung wird unverzüglich in die Wege geleitet. Wir hier werden Rom im Glauben lassen, er sei weiterhin in Paliano, und können den Schergen Tür und Tor öffnen, wenn sie tatsächlich kommen und seine Herausgabe fordern sollten.

Das begonnene Altarbild werde ich zu einem späteren Zeitpunkt nach Neapel schaffen, damit er es fertigstellen kann. Unmöglich, ein so großes Format mit auf Reisen zu nehmen.

Im Übrigen habe ich ihm empfohlen, es in ganz traditioneller Weise zu gestalten – nicht, weil ich dem Neuen abhold wäre, nein, vielmehr glaube ich, daß es ihm in den Augen der Kirche zugute kommen wird: Man wird schlechterdings sagen, nun sei er doch noch vernünftig – und brauchbar geworden ...

Sitis felices

Fürst Marzio Colonna

## IMPRIMITURA

(Grundierung)

Mitte August war die Ebene von Paestum, hinter Salerno, so ausgeglüht, daß es das Dorf um diese Stunde nicht mehr gab. Das heiße Gähnen der weit aufgerissenen Tagesmitte hatte Giancesare, am Fuß des Monte Soprano, verschluckt, - getilgt wie die Erinnerung, daß sein Name von einem Feldlager des Großen Kaisers<sup>1</sup> herrührte. Kein Mensch wußte dies mehr, obwohl die Geschichte selbst Pate stand und das zerstörte Kastell – oben am Monte Calpazio – sie weithin sichtbar bezeugte.

Gleißende Dächer und geblendete Wände. Verödet die Piazza. In der Mitte der achteckige Brunnen mit seinem rostigen, dreibeinig aufgestellten Schöpfgerüst: Sperrig wie die Dörrgestelle neben den Haustüren trotzte es dem Feuer himmelan. Nackt und verkohlt glosend: das Gebälk einer Brandruine.

Der Hitze nicht genug: Über Agropoli war der Himmel graugelb und diesig vom Sand der libyschen Wüste. Der Scirocco war zwar im Süden steckengeblieben, aber die schwüle Luft, die er vor sich hergeschoben hatte, lag wolkenlos im Becken des Sele-Flusses. An den Flanken der Alburner Berge stieg sie aus dem Schmelztiegel und zirkulierte mit den Aufwinden des Monte Soprano. Der stockende Atem der Wüste: aufs Neue heißer Sonnenwind.

Die Bauern fürchten ihn, vor allem im Frühjahr, wenn er den Pollenstaub der Olivenbäume stiehlt und die Blüte versengt; im Sommer, weil er träge und apathisch macht.

Gut möglich, daß der Brunnen Brennpunkt der Erschöpfung war, denn flirrende Luft stand über ihm. Vom Wind aus der kühlen Tiefe gesogen: ein frischer Strom, am Schmelzen und zitternd. Als ginge

---

<sup>1</sup> Gran Cesare = Großer Kaiser; gemeint ist der Staufer Friedrich II., der 1246 einen Aufstand der Barone blutig niedergeschlagen und die Trutzburg der Verschwörer zerstört hatte.

es darum, auch diesen Widerstand zu brechen. Schlieren tanzten Flammen um das Gestänge. Ein Eisenring hielt es oben zusammen. Darin der Holzpropfen mit dem Rollengehänge. Der Haken züngelte nach dem kalten Naß darunter.

Man mochte meinen, der Tod vibriere auf dem Glutstock eines Scheiterhaufens.

Die Kerzenreste in der Ädikula<sup>2</sup> der Heiligen Jungfrau, neben der Klosterpforte, schmolzen zu einem Teig zusammen und hingen als Stalaktiten von der Opferplatte.

Dahinter, an der Wand, sickerten Wachstropfen zu Boden und versiegten in der Mauer wie die Schweißperlen der Drescher im Staub der Gesichter.

Darüber die Schatten von San Giacomo: große atemlose Segel mit scharfen Konturen, in sich verzahnt und unlesbar. Selbst die blinden Verwandten des Glasts – schlagseitig miteinander verbacken – lagen im Fieber: abhängig; der Ursache fremd am Gegenstand klammernd; überhitzt und trockenstarr.

Auch die Zeit hatte angehalten, den Webstuhl verlassen und die *finestre impannate*<sup>3</sup> des *palazzo* zu noch Offenem geschlossen. Dort, vergegenwärtigt, atmete sie die Stille der großen *sala*, die Banketten vorbehalten war, jedoch nur selten genutzt und daher unmöbliert. Breitete den Teppich des halbfertigen Tages flach auf die kühlen Rauten aus gebranntem Ton und wartete, daß das dumpfe Brüten enden und ein milderer Zephyr – Wind vom Meer her – gestatten würde, wieder ihr Schußgarn zu werfen. Weiter Leben zu weben.

Sie atmete zwar oberflächlich, doch tief genug, um sich selbst Frieden zu gewähren. Folgte einem Steinzeugmuster in die frisch geölte Anfangslosigkeit und verlor es wieder, als auch dies zu lange dauerte und die Struktur der beharrlichen Wiederkehr des Gleichen zu weichen begann ...

---

<sup>2</sup> Wandnische

<sup>3</sup> am Gewände der Fensteröffnung befestigte geölte Leinwand

Gelangweilt dann von lauter Gegenwart begann sie, zu beginnen ... Diagonalen, Ränder abzutasten, Fugen und Stöße nachzuzeichnen und ein Labyrinth aus Wegen zu entwerfen.

Zu schwach noch, die Sanduhr zu wenden, akzeptierte sie ihre mittägliche Freistatt schließlich als die der Raumgrenzen, an die sie stieß; von denen sie zurückgewiesen wurde, reflektiert wie das Rautennetz des gepflasterten Bodens.

In den Ecken fand sie Unwegbarkeiten und entlarvte sie als strahlende Scheitel:

als Raum.

Er, bislang nicht wahrgenommen und erwidert, genoß insgeheim sich selbst: sein bloßes Vorhandensein, niemandem Stätte und keinem zustatten. Was auch immer in seinen Mauern geschah: In geheimnisvoller Weise bewahrte er es auf und für sich: durchdrungen wie das Meer vom Salz, das man nicht sehen kann. Getränkt von Vergangenheit, von jeher im Innern, war er jetzt nur noch Erinnern:

Stimmen, Blicke, Berührung. Klänge und Düfte. Sonst Werkstatt der Sinne. Aller Seelen Körper. Jetzt keiner Nützlichkeit befohlen. Unerregt und ohne Resonanz. Wie? So!

Denn, wie oft ist man schon über seine Schwelle geschritten? Zahl des Faktischen, die keiner ahnt, niemand weiß. Er aber kennt sie – schlicht, weil es so ist: wahr ist.

Zeit und Raum fanden, daß sie einander ähnlich waren, der Symmetrie des Mittags gar nicht fremd: Sie waren nun – ZeitRaum. Der Raum leer und die Zeit frei: gesättigtes Ganzes. Kurz Ewigkeit.

Nichts Nahbares würde ihrer Wehrlosigkeit etwas anhaben.

Jetzt. Solange.

Ereignislos sich selbst gewidmet. Einsam wie die Turmstube von San Giacomo, die nur der Flugsand heimsuchte.

Stille. Welch großer Friede tief im Extrem!

Nur jetzt. Nur solange.

Erschlossen und doch heilig: die säulengestaffelte Leere der Tempel oder die weiter Hochwälder. Dort hat das Schweigen des Überflüssigen auch eigene Gestalt.

Der ZeitRaum gedachte des Erbauers, der auch bloß seine eigene Erfindung war, und vermaß die mathematischen Eitelkeiten der Kassettendecke, denn nur er wußte, was Mitte ist.

Da begegnete er dem Licht, das die Verkröpfungen der Pilaster erklettert hatte, in die Kanneluren der Halbsäulen floß, auf den stuckierten Kapitellen saß und ihn mit Spiegelungen neckte: Fenster um Fenster warf es auf den Boden, gestürzt gestaffelt, ohne sie zu brechen. Setzte Glanz vor die gestauchten Sonnenflecken, um ihnen Nischen auszuwaschen.

Gemeinsam lasen sie im enttarnten Staub und zerrten am Neigungswinkel. Rückten sie woanders hin und beschloßen alsdann ihr Verblassen.

Selbstbewußt selbstverborgen verharrten sie auch noch, als bald darauf die Tür aufging.

Der Eindringling bemerkte sie nicht; er hatte sie noch nie bemerkt. Unbewußt streifte er die Hände ins Wams, entledigte sich seiner blinden Schuld. Ging zum nächstliegenden Fenster. Vorsichtig klappte er die untere Hälfte nach außen, ohne sie zu arretieren ...

Diskret wandten sie sich ab; es genügte, das Geheimnis zu kennen.

## I

„*Contessa*, Andrea ist zurück, Andrea ist zurück!“

Elisabetta, von der Neugier ein ums andere Mal in die *loggia* gelockt, rief erneut durch die offene Tür.

„*Contessa*!“

Donna Giovanna eilte herbei, den Halt ihrer Kämmen tastend.

„Jetzt schon? Madonna! Früher, als ich dachte.“

Sie sah, daß der Pferdewagen schon den Zypressenzaun entlangkam und gleich beim großen Eisentor einfahren würde.

„Elisabetta, binde die Schürze ab und komm. Hast du alles vorbereitet?“

Sie liefen die Treppe hinab, hinaus ins Freie.

Das Gefährt war schnell heran und hielt knirschend vor ihnen: ein schwerer offener Kasten, der mit kurzen Riemen an den Brücken von Vorder- und Hintergestell hing, die durch den Langbaum – einen dicken hölzernen Balken – verbunden waren.

Andrea schwang sich behende vom Bock.

„Da sind wir also“, sagte er erleichtert und ging um das staubschnaubende Gespann herum. „Kommt, Meister, laßt mich Euch helfen.“

Er reichte ihm die Hand, doch der Maler bedeutete ihm, alleine absitzen zu können. Etwas ungelenkt kletterte er herunter.

„Das ist ja schneller gegangen, als ich dachte“, sagte die *Contessa* und ging auf ihn zu. „Seid willkommen, Meister! Herzlich willkommen in Giancesare!“

Der Maler schüttelte den Staub von seinem Hemd und straffte es unter dem Gürtel. Er streifte seine Ärmel aus und verbeugte sich.

„Gott zum Gruß, edle Frau!“

„Und Euch zum Dank! – War die Fahrt anstrengend? Wieso sitzt Ihr vorne auf dem Bock und nicht im Wagen?“

„Signore Merisi hat darauf bestanden, daß wir seine Kisten in den Wagen laden“, erklärte Andrea.

„Verzeiht, *Contessa*, es ist schon mal passiert, daß eine herunterfiel und die Hälfte der Behältnisse zu Bruch ging. Seither ...“ Der Maler hielt inne, hielt seine Begründung für ausreichend.

„Und Giorgio? Wo habt ihr Giorgio gelassen?“

Andrea deutete auf den Wagen, lachte. „Er schläft da zwischen den Kisten! He, Giorgio! Aufwachen! Wir sind da!“

Andrea zog den Staubschutz aus Wachstuch weg, und Donna Giovanna staunte über die Truhen.

„So viel Zeug müßt Ihr mit Euch herumschleppen, verehrter Meister?“

„Nun, es braucht mehr als einen Satz Pinsel“, antwortete Caravaggio. „Erden, Öle, Pigment, Leim, Bleiweiß, Tiegel ...“

Giorgio lugte hinter den Kisten hervor, blinzelte verschlafen.

Das Gesinde war auf die Ankunft aufmerksam geworden, hatte sich respektvoll genähert; stand in einigem Abstand zusammen. Einer der Knechte spannte die Zugtiere aus und führte sie weg.

„Verzeiht, Meister, daß wir hier keine richtige Kutsche haben, aber am Land wäre das sinnlos. Die Straßen sind allerwegs schlecht, die Räder würden laufend brechen. – Gewiß habt Ihr großen Durst! Elisabetta, gib Signora Merisi zu trinken!“

Elisabetta trat heran und reichte dem Maler einen Becher. Sie nahm zwei Krüge von der Steintreppe, in jede Hand einen.

„Willkommen“, sagte sie schamhaft, ohne aufzublicken. „Darf ich Euch einschenken?! Wasser, Wein, oder beides zusammen?“

„Wein“, sagte Caravaggio, und zu Donna Giovanna gewandt: „Ich habe keinen Durst gelitten, unterwegs.“

Ein Mann mit Knebelbart hielt mit langen Schritten auf den Pferdewagen zu. Er war groß von Statur, hager, über fünfzig. Sein Gesicht fest von den kräftigen Backenknochen, - die Züge illusionslos, offenbar, vom Zweifel gehärtet. Die Haut spurenreich, voll kleiner grübelnder Male und blaßbrauner Pigmentflecken.

Er hatte eine hohe Stirn und schütteres Haar, asch zwischen Grau und Weiß stehend. Der Hals faltenreich gebändert, fast genattert, gelegnet von dem glatten ärmellosen Lederkoller, den er auf nackter Haut trug. Er streckte dem Maler seine Hand entgegen.

„Darf ich Euch mit Emilio bekanntmachen?“ sagte die *Contessa*.  
„Emilio ist unser *fattore*.“<sup>4</sup>

„Verzeiht die Verspätung und meinen Aufzug: Ein Jungstier ist ausgebrochen. Ich wurde gebraucht und hatte keine Zeit, mich umzukleiden.“

... Vorlage für eine Figur ... ein Habitus zum Malen ... dachte Caravaggio, während ihn der *fattore* begrüßte: Sein Innen restlos verkörpert, verbildlicht, vollends Ausdruck und Gepräge: nur noch Würde. Eine Wettereiche, lianenverfangen, von Flechten verkrätzt, wengleich es Erfahrung ist, die sich angesetzt hat.

Dieses Bild kam ihm, als er seine ausgestreckte Rechte ergriff: Aus dem Handrücken quollen Venen und Sehnen wie ein in Fels wurzelndes Gehölz.

„Welch großes Glück, Euch bei uns zu haben! Wir haben viel von Euch gehört!“

„Nur Gutes?“ fragte Caravaggio, doch der Verwalter übergang es, rief zwei der Umstehenden herbei.

„Nino, Annibale, ladet die Truhen aus und bringt sie in die Kammer des Gastes! Giorgio, raus da!“

Er wandte sich wieder an Caravaggio: „Hattet Ihr eine angenehme Reise, Meister?“

Der Maler nickte.

„Und das Schiff, das Euch nach Salerno brachte?“

„... stand segelfertig. Wir hatten guten Wind und keine Probleme mit Amalfi.“

„Euer Palinuro<sup>5</sup> ist also nicht eingeschlafen?“

„Zum Glück nicht!“

„Wir hätten ihn sonst grausam getötet ... wie damals ...“, lachte Emilio.

Der Maler grinste. Augenblicklich war ein gutes Einvernehmen der beiden zu spüren.

„Äneas ist auch so ans Ziel gekommen“, warf die *Contessa* gelöst ein.

---

<sup>4</sup> Verwalter

<sup>5</sup> Steuermann des Äneas, schlief vor der Küste des Cilento ein und stürzte ins Wasser. Nachdem er das rettende Ufer erreicht hatte, wurde er von den Einheimischen getötet.

Giorgio quälte sich umständlich aus dem Wagen, als wäre er kreuzlahm, war aber quicklebendig. Mit beiden Füßen zugleich sprang er in einem Satz auf Elisabetta zu. „Ich auch!“ forderte er.

Elisabetta sah ihn tadelnd an. Ein jeder lachte. Giorgio schickte sich an, aus dem Krug zu trinken, aber der Maler bot ihm seinen Becher.

„Giorgio!“ zischte Elisabetta vorwurfsvoll, seine Respektlosigkeit leid. „Frecher Bengel du!“

Donna Giovanna nahm Caravaggio beim Arm.

„Was immer Ihr braucht, Elisabetta wird sich um alles kümmern. Sie wird Euch Euer Gelaß zeigen. Schaff und Zuber stehen bereit, um Euch zu erfrischen. Wollt Ihr ein wenig ausruhen und später mit uns gemeinsam essen, oder ...“

„Ja, später“, fiel ihr der Maler ins Wort. „Erst einmal verschnaufen!“

Elisabetta führte den Maler in seine Kammer – ein *basso*<sup>6</sup> mit eigenem Eingang und Fenster, am Ende des Gebäudes.

„Die *Contessa* meinte, hier wäre wohl das meiste Licht. Ist es Euch recht hier?“

Caravaggio bejahte, und Elisabetta verließ ihn mit dem Hinweis, daß er sie rufen möge, wenn er etwas brauche.

---

<sup>6</sup> Erdgeschoßraum

## II

Caravaggio fühlte sich nackt. Lustlos irrte er im Garten herum.

Mitunter meint ein Fremdes anderswo die eigne Unerforschlichkeit und trifft auf Verwandtes: Man fühlt Abstand. Hehre Distanz. Berückende Anziehungskraft. Oder bedrohliche Nähe:

Alles war Auge, starrte ihn an. Er selbst sah nichts. Kein Aspekt, der vertraut, kein Kontur, der ihm geläufig war; kein Umstand, der Gewohnheit nährte. Eine andere Welt, durchwaltet von anonymen Händen.

„Kein Ding findet in mir Halt. Nichts ist auf seinem Platz und ich selbst habe keinen“, knurrte er.

Die Gesichter waren freundlich, durchaus. Doch die Herzen argwöhnisch. Bestimmt hegte man Zweifel. Er ja auch ...

Skeptisch blickte er zu Boden und vor sich hin, ohne etwas wahrzunehmen. Blieb dann und wann stehen, drehte sich um:

Auch der Zustand des Gartens war nicht angetan, ihn zu zerstreuen. Ein zur Ebene hin fallendes Gelände, schmuck- und sensationslos, ohne Terrassen, Treppen, Wegesystem.

Rebstöcke zu beiden Seiten, jeder schräg gepfählt, Phalanx um Phalanx, die Reihen hintan geschlossen von einer Garde junger Ölbäume, halbhoch in brauntrockener Erde. Schließlich, auf einem Wiesenplan, Mandeln, Giuggiolo-Bäume, ein Nutzgarten, lappenblättrige Feigen mit ihren vielen Wurzelschößlingen, wie er sich selbst überlassen.

Die lange Vorfahrt führte geradenwegs durch diesen Weingarten. Ab der Mitte war sie von alten Aleppokiefern flankiert, mehr noch von Baumlücken, drauf und dran, den Rhythmus zu diktieren. Hier rückte der Weingarten um einige Schritte ein.

Die schütterere Allee teilte sich ebenfalls auf halbem Weg, an einem Zierbrunnen. Er war trocken gefallen, hatte kein Wasser. Dahinter schloß sie wieder. Fortan ein Spalier quadratischer, kniehohher Sockel ohne Skulpturen; Rindenstücke wie verkohlt, wie Holzkohle, verstreut auf Stauberde, Steinsplitt und versengter Nadelstreu ...

Oben, vor der Remise, lag die Koppel für die Reit- und Wagenpferde; darin mächtige Akazien in ihrer wild wuchernden Aussaat.

Nicht, daß ihm der Garten verwaorlost erschienen wäre. Es fehlte die Hand des Konzeptors. Kein Nymphaeum. Kein Wassertheater. Nicht einmal eine *catena d'acqua*,<sup>7</sup> die ein wenig Leben versprühte ...: alles im Zustand einer göltig gewordenen Vorläufigkeit.

Schade, dachte Caravaggio und setzte sich auf den nächstliegenden Sockel. Ein treffliches Gelände mit Ausblick aufs Meer ... davor friedliche Fluren ... so frei und weit die Ebene – es kommt nichts mehr nach, seit Vignola und Ligorio<sup>8</sup> tot sind ...

Er war enttäuscht. Man hatte ihm gesagt, daß er zu Verwandten des Vizekönigs käme. Er hatte eine prunkvolle *villa suburbana* erwartet. Nun fand er sich auf einem einfachen Landgut wieder.

Eine Brise vom Meer her, und das Licht, das durch die Kiefern fiel, trieb am Boden auseinander. Er las einen Zapfen auf, brach Schuppen heraus und warf damit nach den schaukelnden Pfützen.

Die Entdeckungsfreude des Reisenden, der auf Unbekanntes stößt: mitnichten! Altes, Nebensächliches, durch einen unverletzten Blick wiederum neu und wichtig, blieb unerweckt.

Er schloß die Augen und beobachtete das blattwerkgefilterte Flackern von Licht und Schatten auf seinen Lidern. Verfolgte die Farben, die als driftende Punkte zurückblieben, und versuchte sie zu treideln.

---

<sup>7</sup> Wassertreppe

<sup>8</sup> zwei (Garten)Architekten der Spätrenaissance

„Auf verlassenem Posten!“ knurrte er. „Was hab ich hier zu suchen?“ Erneut blickte er durch die Zweige in die Sonne und kniff die Augen zu, so daß ihr Lichthof zwischen den Wimpern zerfiel.

„Wem leuchtest du, Sonne, die das Herz erfrischt?“ nörgelte er. „So hell und sorglos und doch nur Irrlicht in meinem Dunkel. Ich muß dich verleugnen, denn meine Seele scheut sich, dem heiteren Tag zu vertrauen ...“

Sonst nahm er nichts wahr. Die Leere hatte kein Echo. Sie schwieg. Stumm auch im Normalen, das sie so übertönt, daß die Stille der heimischen Dinge unbemerkt bleibt. Verlassen oder geborgen: vermutlich dasselbe, zuletzt, dachte er. Alles geht auf diesen Nullpunkt zu, ich von der einen, der Sichere von der anderen Seite.

Er atmete tief ein.

Das Gnadengesuch war vorbereitet. *Beatissimo Padre!* Schon viermal umgeschrieben. *Beatissimo Padre!* Nun wieder schien ihm ein Zeichen der Bußfertigkeit geboten. Zwei drei Jahre für die *fabbrica di San Pietro*<sup>9</sup> arbeiten? Umsonst, für Verpflegung und Quartier?

Der Heilige Vater würde es lesen, vielleicht sogar geneigt sein, ihm stattzugeben. Der Spruch des Papstes ist stets weise, sein Ratschluß langmütig ... hörte er den Kardinalvikar sagen und stellte sich vor, wie der Ratgeber vor ihm stand ... dem kurzichtigen<sup>10</sup> Pontifex Weitblick empfahl ... die läuternde Kraft der Geduld lobte und schlau die Skepsis schürte ...

Denn, da war auch noch Onorio, mit seiner Frau Catarina und den fünf Kindern nach Mailand geflüchtet und ebenfalls auf Amnestie hoffend. Und die anderen, die an der tödlichen Fehde auf dem Marsfeld beteiligt waren. Der Borghese würde keinen Unterschied machen ... es sei denn, Kardinal Scipione Borghese die Begnadigung empfehlen. Ein Wort seines Neffen konnte alles ändern. Jedermann wußte, wie mächtig die Nepoten waren. Gut, sie kannten sich. Darüber hinaus gab es nicht viel, das sie verband.

---

<sup>9</sup> Bauleitung von St. Peter

<sup>10</sup> im wörtlichen Sinn: Paul V. litt an einer starken Sehschwäche.

Die Madonna für die Kapelle der Palafrenieri<sup>11</sup> war von der Kommission der *fabbrica* abgelehnt worden. Seine Bildsprache war den Theologen nicht geheuer. Ärgerlich zumal, weil ein Gönner den Ausschlag gab: Kardinal Giustiniani, den er porträtiert hatte. Die Madonna war für würdelos befunden und nach einem Monat wieder abgehängt worden. Das einzige Gemälde, das für St. Peter ausersehen war.

Kardinal Scipione Borghese hatte es daraufhin privat erworben. Keim einer Hoffnung. Immerhin hatten die Umstände dies nicht vereitelt. Es war nach der Bluttat, daß der Nepote das Bild erstand. Ließ sich daraus Duldung schließen? Die Bereitschaft, beide Augen zuzudrücken?

Ich muß ein Bild für den Nepoten malen und es ihm zum Geschenk machen, dachte Caravaggio. Dem entkomme ich nicht. Es könnte nützen, zur Rückkehr verhelfen.

Bis dahin: dies Versteck. Dann Neapel. Wenigstens das.

„Das Vizekönigreich ist ein Lehen des Papstes, Ihr wißt ja, alljährlich präsentiert man ihm die *chinea*<sup>12</sup> ...“: Fürst Marzio Colonna hatte vor Caravaggios Abreise aus Paliano Bedenken geäußert, der Maler sie ignoriert. Es war keine vorrangige Sorge zu diesem Zeitpunkt. Nun erinnerte er sich:

Man werde sehen. Er möge sich vor falschen Hoffnungen hüten. Die Nähe des Spanischen Königs zum Heiligen Stuhl – sie mache ihn möglicherweise auch in Neapel auf Dauer unhaltbar ...

Bedrückung und Zweifel überkamen ihn: Er hatte keinen Schutzbrief für Neapel, noch nicht einmal einen Bürgen für das Begnadigungsgesuch.

Was dann?

Venedig?

Nichts sprach dagegen: Die Stadt war kunstsinnig, reich und verwaist. Bellini und Giorgione – längst tot. El Greco – schon

---

<sup>11</sup> Bruderschaft der Reitknechte am päpstl. Hof

<sup>12</sup> Zeremonie, bei der der Botschafter des Königreichs Neapel jeweils am 28. Juni dem Papst u.a. ein weißes Pferd als Tribut übergab.

Jahrzehnte in Spanien. Tizian und Veronese – inzwischen gestorben. Tintoretto, der eifersüchtig über die Scuola di San Rocco gewacht und alle Aufträge an sich gezogen hatte, ebenfalls. Seinen Sohn Domenico, der die Werkstatt des Vaters fortführte, und Giacomo Palma, der nunmehr als bester Maler der Lagune galt, würde er nicht fürchten.

Im Augenblick herrschte eine gewisse künstlerische Leere dort, günstig für einen Neubeginn. Zudem kam die Stadt seiner Malweise entgegen: dem unmittelbaren *colorito*,<sup>13</sup> das auf die Vorzeichnung verzichtet. Sonstwo galt dies als Stilbruch.

„Es spricht nicht mehr dagegen“, wägte er, „als damals – vor dreizehn, vierzehn Jahren – dafür sprach, eben nach Rom und nicht nach Venedig zu gehen.“

Die raffgierige Betriebsamkeit würde ihn nicht sonderlich stören. Auch nicht, daß es trüb und klammfeucht wäre im Winter; diffus das Licht. Schon eher das gestelzte Selbstgefühl der Lagunenstadt, ihr gezieltes Gehabe und die maskierte Künstlichkeit. Rom dagegen war natürlich und gegründet.

„Auch habe ich keine Lust, wie Giorgione und Tizian an der Pest zu sterben.“

Zu Cesare d'Este? Vor einigen Jahren hatte der Papst sein Lehen eingezogen und ihn aus Ferrara vertrieben. Er mußte sich in sein Herzogtum nach Modena zurückziehen; um den Verlust an Macht und Ansehen halbwegs wettzumachen, das alte Schloß zur Residenz ausbauen. Die Architektur würde Vorrang haben, die Malerei zurückstehen müssen.

In Mantua wäre seine Lage gewiß auf Verständnis gestoßen, denn Fürst Vincenzo war in seiner Jugend selbst ein Rauhbein, nicht wählerisch in seinem Umgang und noch immer geneigt, sich hervorzutun. Doch der Gonzaga hatte schon einen Hofmaler. Einen Niederländer, ein gewisser Rubens ...

Mit Florenz gab es enge Kontakte. Der Großherzog würde ihn sofort nehmen. Ferdinando de'Medici war allerdings der Skulptur, vor allem der Musik zugetan. Er liebte Fest- und Selbstinszenierungen und hatte kürzlich einen Generalintendanten bestellt, dem alle

---

<sup>13</sup> Farbgebung

Hofkünstler unterstanden. Sich und sein Schaffen unterzuordnen ... das würde nicht gut gehen. Niemals.

Blieb noch Genua. Dort hatte er im Vorjahr die Doria vor den Kopf gestoßen, ein großzügiges Angebot für die Ausschmückung der *loggia* des *palazzo* in San Pier d'Areña verschmäht. Man wollte, daß er freskiert, nun gut, das war nicht seine Sache, auch jetzt nicht, in der Not ...

Da fiel ihm ein: Er könnte Lancilotti Mauruzi fragen, ob der Prior in Tolentino noch ein Altarblatt für den Hochaltar von Santa Maria di Constantinopoli brauchte. Der *patrizio tolentinate* hatte ihn dafür empfohlen, vor zwei Jahren ...

Oder nach Mailand? Zurück in seine lombardische Heimat?

Den Maler schnürte die Befremdung, die ihm die neue Umgebung entgegenbrachte, nun stärker als zuvor: Er gehörte nicht hierher.

Keiner Seele verbunden, niemandem zugetan. Allein. Ohne den Rückhalt einer Gemeinschaft. Mehr denn je sehnte er sich nach Gefährten. Sie hatte er schon in den Sabiner Bergen vermißt: Onorio, Orazio und Filippo, Capitan Petronio Troppa und die Soldaten der Engelsburgwache ...

Er hatte viele Freunde und keine: Über kurz oder lang war er mit jedem zerstritten. Die Grenzen ungewöhnlicher Menschen sind schwer zu orten. Das verleitet, ihnen das eigene Maß zuzumuten. Sie auf diese Weise zu verletzen, endet häufig schlimm: Wer's nicht übers Herz bringt, sich zu entschuldigen, wird verstoßen. Glücklicher, der dank Brauchbarkeit sich da noch halten kann. Das Richtige wäre, immer respektvoll zu bleiben und die Form zu wahren. Im Grunde gab es nur einen, der dies verstand: der treue Prospero Orsi.

„Prosperino!“ sagte er liebevoll und lächelte der Erinnerung zu. Ein Lächeln, das den Jammer spielte, denn der wesentlich ältere Grotteskenmaler fehlte ihm am meisten. Er kannte ihn schon lange: seit er nach Rom gekommen und in die Werkstatt des Cavaliere d'Arpino eingetreten war.

Prospero, Freund des Cavaliere und in der *bottega* gern zu Besuch, hatte ihn sogleich ins Herz geschlossen. Zunächst half er,

ein besseres Quartier zu finden. Bilder zu verkaufen, eigene Aufträge zu bekommen. Fungierte dann als Mittelsmann und Kunstagent: Es war Prospero, der das Tor zum Erfolg aufstieß. Als er Kardinal Del Monte für ihn gewann, wendete sich das Blatt. Hinter jenem Tor führte eine steile Treppe nach oben. Dort öffnete sich Tür um Tür, während das Tor unten ins Schloß fiel ...

„Prospero delle Grottesche – auf dich war Verlaß. Treue Seele du!“ weinte er ihm nach. „Immer zur Stelle! Hast mich aus dem Gefängnis geholt“ ... er kämpfte mit den Tränen ... „für mich gebürgt ... sogar als Leumund bei Gericht.“

Loyal bis zuletzt, als es darum ging, seine Flucht zu organisieren. Mehr als ein Freund: Er war ein Vater.

Bei den Colonna gab es wenigstens etwas zu tun. Er hatte Arbeit, konnte malen. Hier gab es nichts. Eine Gegenwelt. Wären da nicht seine Truhen, er würde auf der Stelle wieder gegangen sein.

Ein Bild stellte sich ein, das Bild eines Abends grau in grauen Regenwolken: westwärts aufbrechend, die Wolken gelbrote Kürbisblüten.

Er fühlte etwas Schweres. Als säße eine Mahr auf seiner Brust. Alles Blut schien im Brustkorb zusammengelaufen. Zwischen Schultern und Herz ein Ziehen ... wie eine gespannte Armbrust. Es drückte zum Hals herauf, auf den Kehlkopf und bewirkte leichte Übelkeit. Ein Gefühl von Wehrlosigkeit. Entkräftung in den Armen, zerlassen die Gelenke.

Gerne würde er jetzt etwas Alltägliches getan haben. Ganz um seiner selbst willen. Etwas Belangloses das er schon immer hätte tun können, aber – veranlassungslos – nie getan hat: ein Spaziergang im Ortaccio,<sup>14</sup> hinunter zur Ripetta,<sup>15</sup> allein, ohne Säbel und Degen, Absicht und Ziel. Abseits der Kneipen. Vorbei an Wein und Würfelspiel. Ohne mit den Studenten zu debattieren oder den Huren zu schäkern. Nur, um Vertrautem inne zu sein. Doch wer kann, will nie ...

---

<sup>14</sup> Hafenviertel

<sup>15</sup> der alte Hafen Roms, auf Höhe der heutigen Ponte Cavour

Ovid fiel ihm ein, unwillkürlich wurde er an dessen Verbannung nach Tomi erinnert. Sein Los schien ihm glücklicher: Hatte er doch einen Ort, der – wenn auch wider Willen – Körper um seine Seele war. Er, Caravaggio, hatte nur seine Kisten.



„Er sieht nicht wie ein Mörder aus“, sagte Elisabetta, am Fenster stehend und den Maler beobachtend, der ziellos durch den Garten streifte, immer wieder stehenblieb.

„Schweig!“ herrschte sie die *Contessa* an. „Das geht uns nichts an. Übrigens hat er es nicht mit Absicht getan!“

Sie trat selbst ans Fenster und sah hinunter.

Er war stämmig, ungefähr mittelgroß: Die Gestalt hatte Spannkraft. Seltsam der dunkle Teint. Sein schwarzes, leicht gewelltes Haar durchsetzt mit weißen Strähnen: am Ergrauen. Tief ausschwingende Augenbrauen, Halbkreise fast, die die Augen mit Lauer verbrämten. Lippen, halb hämisch, halb gram; spurlos verächtlich. Sie hatte seine Stimme gehört. Im Tonfall war nichts, was spitz geklungen hätte ...

Bartlos hätte das Gesicht jedenfalls milder gewirkt. So aber mutete es finster und trotzig an. Der Blick fest, abwehribereit, ein wenig traurig und verwundet, voll berechnender Ungeduld.

Es war das Gesicht eines Mannes, der sucht, nicht gefunden hat: eigensinnig und wählerisch; entschlossen, aber auch abgeschlagen. Annähernd, aber nicht präsent. Es hatte Anspruch und Wagemut als bewährte Züge gemittelt, war sich aber nicht sicher.

Er ist schwierig, hatte man ihr gesagt. Kompliziert wie das Schloß einer Geldtruhe. Ein Feuerberg ohnedem. Scheinbar friedlich. Laßt Euch nicht täuschen! Er hat kein Herz. Nur Wut. Und Kalkül.

Sollte man das glauben? Sie wußte, daß er in Rom einen *nobile* erschlagen hatte. Doch kam er ihr eher umgänglich vor, gewandt und höflich.

„Wir sollten Emilio bitten, ihn herumzuführen. Er kennt sich nicht aus.“

„Soll ich ihn holen?“ fragte Elisabetta.

„Nein, laß nur, wir warten. Vielleicht kommt er von selbst.“

Sie schob Elisabetta vom Fenster weg.

„Andrea, worüber habt ihr gesprochen während der Fahrt? Was hat er erzählt?“

„Nicht viel, Mamma. Er war nicht sehr gesprächig.“

„Was hältst du von ihm?“

„Schwer zu sagen, ich kenn ihn ja kaum.“

Donna Giovanna nickte unzufrieden. „Wir werden sehen“, sagte sie.

„Wie alt er wohl sein wird“, fragte Giorgio. „Was meinst du?“

„Zwischen dreißig und vierzig“, schätzte Andrea.

„Eher vierzig“, sagte Elisabetta. „Auf mich wirkt er alt.“

„Das ist nur der Bart“, fand Andrea.

„Ich mag ihn“, sagte Giorgio. Niemand antwortete.

„Ich geh hinunter und leiste ihm Gesellschaft“, sagte er unerwidert.

Donna Giovanna winkte ab. „Vielleicht will er seine Ruhe haben!“

„Mamma, kann Giorgio zum Abendmahl bleiben?“

„Ja doch!“

Giorgio, breit in dem zweiflügelig geschweiften Sofa aus Nußholz lümmelnd, sagte „Danke, *Contessa!*“ und erbot sich, bei den Vorbereitungen zu helfen. Donna Giovanna lehnte ab. „Elisabetta will dich nicht in ihrer Nähe haben, du weißt schon, warum!“

Elisabetta sah ihn triumphierend an, doch Giorgio grinste ungeschlagen. Es gab keine größere Versuchung, als ihr auf die Nerven zu gehen. Er wußte, daß sie ihn mochte und alles verzieh. Fast alles, selbst das Sonntagskleid, das er in ein Nessushemd verwandelt hatte. Denn neulich, während der Messe, begann es Elisabetta höllisch zu jucken. Gerade an diesem Sonntag hatte Padre Onofrio besonders lange gepredigt und sich ausführlich seinem Lieblingsthema gewidmet: Mit glühenden Worten schilderte er die Qualen des Fegefeuers, während sie gezwungen war, still zu stehen und sein anschaulicher Bericht leibhaftig wurde.

Zwar wies Giorgio jeden Verdacht entrüstet von sich und mutmaßte, Elisabetta könnte infolge ihres keuschen Lebenswandels die erste Stufe der Seligkeit erlangt haben, die sie – der großen Teresa von Avila gleich – reinigendes seelisches Leid am eigenen Körper erfahren ließ. Bestimmt wären dies die Wehen des Heiligen Geistes! Er verstieg sich sogar zu der Behauptung, es gebe geistliche Flöhe, die solches unsichtbar bewerkstelligen würden.

Dies wisse er aus verlässlicher Quelle. Die Unbeschulten Karmelitinnen vom Kloster nebenan hätten es ihm erzählt: Wie sehr doch ihre Ordensmutter auf den Reisen zu ihren Klostergründungen von Flöhen gepiesackt worden war! Es gelang ihm, Elisabetta so zu verunsichern, daß sie ihn in Schutz nehmen wollte.

Aber Donna Giovanna machte dem Spuk ein Ende und erklärte unbeeindruckt, daß noch niemand von Flöhen zur Nachfolge Christi berufen worden wäre und der Unterschied von Mystik und Magie offen zutage läge.

Die Sache mit dem Olivenöl aber, die würde sie niemals verzeihen. Denn Elisabetta pflegte ihr krauses Haar mit Olivenöl zu glätten. Eines Tages verklebte es völlig; es ließ sich nicht mehr kämmen, sie mußte es abschneiden. Es blieb zwar kein Geheimnis, wer, doch, was es war. Harz, Honig, Leim, Wachs? Was auch immer: Giorgio mußte es von seiner Mutter haben, Maddalena, die das Arzneibuch des Dorfes war, kräuterkundig, gleichwohl ‚die Giftmischerin‘, wenn ihre Kunst einmal versagte. Denn niemand kannte etwas, das Olivenöl zum Kleben brachte.

„Soll ich drüben in der *sala* decken?“ fragte Elisabetta.

„Nein, es zahlt sich nicht aus, für ein paar Leute Tische zu schleppen. Wir essen hier, wie immer.“

„Wozu haben wir sie dann?“ fragte Andrea. Seine Mutter antwortete nicht.

Sie war unruhig, nervös, aus dem Rhythmus. Normalerweise wäre sie um diese Zeit zu Martha gegangen. Doch mußte sie sich zur Verfügung halten.

Was nun?! Würde er von selbst kommen? Sollte man ihn hereinbitten? Man konnte ihn nicht einfach sich selbst überlassen.

„Ich würde ihn beim Arm nehmen und durch Haus und Garten führen, - wenn wir etwas herzuzeigen hätten ...“ fauchte sie ärgerlich.

„Giorgio, Andrea ... Worauf wartet ihr?! Lungert da nutzlos herum und belagert mich ... sucht euch was zu tun!“

Es klopfte am Tor der Vorderseite. Elisabetta öffnete. „Es ist Enzo“, rief sie.

„Sag ihm, er soll später kommen! Ich habe jetzt keine Zeit. – Elisabetta, hast du die Majolikaschale mit den Muscheln auf den Tisch des Meisters gestellt?“

„Ja doch, Herrin!“

„Gut. Dann geh in die Küche und mach dich an die Arbeit!“

Als sie wieder allein war, trat sie erneut ans Fenster.

„Liebster Gemahl, wärt Ihr doch hier ... Ihr würdet dem Gast Eure Bücher zeigen ... mit ihm über die Künste plaudern und seine Verwirrung im Nu vergessen gemacht haben.“

Sie stand still, ein Schritt vor dem Fenster und beobachtete, wie der Maler ratlos in der Vorfahrt herumgeisterte. „Er fühlt sich verloren ... wie wir uns auch, seit Ihr fort seid“, flüsterte sie und trat noch einen Schritt zurück. Sie sah, wie er in den leeren Brunnen stieg und sich zur Maske hockte. Lächelte mitfühlend, wandte sich um und sagte entschlossen: „Ich schicke nach Emilio.“

Sie ging in die Küche und sandte Elisabetta, ihn zu holen. „Beeil dich!“ rief sie ihr nach.

## IV

Er bemerkte erst jetzt, daß er aufgestanden war. Abwesend ging er weiter, die Vorfahrt hinab, und säumte im Schritt, als er auf den Brunnen stieß.

Das Becken war einer Jakobsmuschel nachgebildet. Kaum stilisiert, ohne Fuß und Plinthe, lag sie wie angeschwemmt und eingeragelt zwischen den Baumreihen; der künstliche Spülsaum ebenerdig. Knapp vier Schritte im Durchmesser, flach und leer. Staub, Nadeln und zerfallendes Weinlaub hatten sich eingenistet und waren im Regen zu Brei versumpft. Zu einer festen Schmutzschicht verdorrt, klebte der Schlamm am Boden und versiegelte die Wölbung des Steins mit einer warzigen Kruste.

Der rippige Rand erhob sich gerade zwei Handbreit über den Boden.

Auf der talwärts gelegenen Seite hingegen ragte die Schale ein wenig heraus: Das fallende Gelände machte sie erhaben. Dort, am Muschelschloß, wachte eine hohläugig glotzende Maske: strähnig zerfurchtes Haar, aus dem volutenartig Hörner schwangen; zottige Bartfransen um spitz angelegte Pferdeohren; von der Nasenwurzel über die Stirn eine hahnenkammartige Geschwulst. Über ihre herausgestreckte Zunge floß kein Wasser, was Spott und Hohn noch schneidender machte: von keinem Zweck gemindert, schlechterdings beißend.

Auf den zahnschnittartigen Rippen war nicht gut sitzen. Caravaggio stieg in den Brunnen hinein und hockte sich neben die Maske, wo der Rand glatt war.

Sie schaut in die falsche Richtung, tadelte er, sie soll ja das Böse vom *palazzo* fernhalten ...

Idee und Machart gefielen ihm aber: eine Muschel am Weg, Allegorie für Wanderung und Pilgerschaft ...

Ein sich selbst überlassener Sieg der Zeit über die Zier, dachte er und klügelte: So ist es wohl auch hier: Daß die Erfüllung des Wunsches, diesen Brunnen zu haben, die eigentliche Befriedigung gewährt, unabhängig davon, ob sich das Erreichte auch bewahren läßt.

Es schüttelte ihn, ein kurzer Schauer der Muskulatur.

„Da sitz ich nun, der ‚egregius in Urbe Pictor‘, verfermt, dem *bando capitale*<sup>16</sup> verfallen, den Tod vor Augen, ausgetrocknet wie dieser Brunnen, im tristen Hades meines geächteten Daseins!“

Mit Fleisch und Blut hing er an Rom. Hier war er nur Haut und Knochen.

Der Puls der Stadt: Er fühlte ihn beileibe. Wie einer, der die Hand verlor, weiter seine Finger spürt:

Rom, mein Rom, du junges Mädchen in alten Kleidern, mit Augen aus Travertin: Schaut so verloren ... nach vorne oder zurück? Versäumnis ohne Oberflächlichkeit. Wind vom Meer her streicht die Kuppen deiner erregten Brüste am Spätnachmittag, gegen Abend ... lichtwärmegetönt die Fassaden der Häuser ... verheilen Schatten den bröckelnden Putz: Zimtfarbenstunde des Überflusses.

Mutter und Geliebte: Man hat uns entzweit. Doch bin ich gelöst in dir, wie Pigmente im Öl. Ohne dich nichts. Wie soll ich malen? Wohin mich geben? Wofür leben? In fremder Erde werd ich nicht wachsen, dachte er.

Laut malende Rülpser am Campo de' Fiori, von gärenden Früchten, er hörte sie platzen, roch die unverkauften Blumen und sah seine fliegenwedelnden Fischstände. Fühlte die Sprühregenkühle der Brunnen jetzt im August.

In Gedanken, richtungslos wie ein Schmetterling, hinunter zum Tiber: Sog der Ungeduld einer Vorahnung, die im Rückstau bereits das Meer spürt ...

Zurück zur Gegenwart Straße: so unumschränkt, er ging ihr aus dem Weg. Lieber hier lang, hinein in die Enge der alten Gassen, das Wurzelwerk Vergangenheit. Unbemerkt die Schlupfwinkel, ihr Blätterdach, geschichtet: Geschichte.

---

<sup>16</sup> eine Verlautbarung, die sich allgemein gegen flüchtige Kapitalverbrecher richtete und auf sie Kopfprämien aussetzte

Wenn die verpreßten ‚Jetzt‘ *platzen*, wird daraus Zeit, werden sie Raum, dachte er. Rauscht das Blut der Jahrhunderte in meinem Ohr: *Dein* leichtes Blut, Rom, das die Plätze in die Straßen pumpen ... in die Adern der *vicoli* und *vie* ... sich verästelnd im Gewebe der Paläste, Kirchen und Häuser ... in die Körper tauschen.

Rom! Trunken verfangen im Himmel, frei, weiß und blaustrahlend. Kolosseum, Blutausch und Te Deum. Ewigkeit mit ausfallenden Zähnen, gerüstgestützt, abgenützt.

Nachtwache Steine, im Fackellicht dann wahr und schwer wie ein Gewitterregen.

*Sein* leichtes Blut! Heiß und in Bewegung. Erfrischt im Kreislauf des Mannigfachen, bunt, ereignisreich und unverhofft.

Das Gären und Rumoren im Bauch der Stadt: Gegeneinander. Miteinander. Das Durcheinander in den Kneipen: Es spielt die Stimmen des Wassers in all seiner Vielfalt: mal rauschend, mal plätschernd. Dann wieder tosend; Gelächterwogen; kaum noch verständlich der eigene Nachbar, seine Rede schier überhört ... Wortfetzen, mit der eigenen Vorstellung ergänzt ... erahnt, gedeutet, nachvollzogen ... so von Stein zu Stein durch die Furt einer säumigen Kurzweil.

Leichtfüßig. Schweben.

Gemäß dem Tausend der Zikaden, die in den Bäumen flügelschlagen: Kaskaden, zeitweilig ein gemeinsames Crescendo, das – taktfest zum Staccato gesteigert – sodann rhythmuslos verfließt.

Sich anheimgeben. Leben.

Er erinnerte sich: Jähe Impulse, denen man gerne nachgab, mitunter albern und verrückt, um die Lebenslust zu steigern: um das Blut aufzuschäumen, zu zweit, dritt, in kleinen Gruppen, die das vibrierende ICH in noch leichtere Flocken zerstoßen: WIR! Und die sprühende Gischt im Äther der Stadt, dem Firnis ihrer Zeitalter. Die Erinnerung sah überall lachende Gesichter. Eifersüchtig auf alles Lebendige: Sie schmerzte ihn entsetzlich.

Sein Genie: heiß genug, um zu zünden; groß genug, um die Form zu sprengen; dicht genug, um zu erschaffen. Das Wort ist Fleisch geworden, das Bild auch. Große Werke sind unvergänglich, ihre

Urheber unsterblich. Er war ein Stück der Stadt, mittlerweile. Ein Krümel ihrer *aeternitas*.

Der Platz, den er sich erobert hatte, schien sicher; die Freiheit des überhitzten *virtuoso*<sup>17</sup> geduldet. Wer wüßte das nicht: Es gibt keine Kirschen ohne Kerne ... Dann und wann, daß die Schleusen von *Tor di Nona*<sup>18</sup> hinter ihm schlossen, doch nie für lange ...

Mit einem Schlag – einem Schwertstreich: alles vorbei. Es war aus. Der Traum zu Ende. Der Tag des Zorns und der Zären war wonnig und warm: Ein Sonntag im Mai, der letzte im Monat, hatte sie beide vernichtet: Er seinen Gegner, und die Tat ihn. Den heiteren Himmel interessiert nicht, wer Opfer und wer Täter ist. Für ihn ist es unerheblich. Das Los bestimmt dann, was sein muß, weil alles Irdische einen Ausgang braucht. Als er Kind war und sein Vater an der Pest starb, war es ähnlich: Der arglose Frühling starb mit ihm. Das Schicksal scheidet, aber es unterscheidet nicht zwischen Ursache und Wirkung, dachte er. Darin besteht das Verhängnis.

Welch böses Erwachen! Er hob den Kopf, sah sich um. Du bist aus deinem Traum gefallen. Wieder einschlafen – schnell, es muß schnell gehen! – sonst findest du nicht mehr hinein ...!

Kein Zweifel, Rom war die Hauptstadt der Künste. Nur sie bot jene Vielfalt urteilsfähiger Geschmäcker, die eine, - seine neue Sprache fassen konnte.

„Zurück!“ ächzte er beschwörend. „Ins ganz Normale möchte ich heim!“

Ein Sonett fiel ihm ein. Ein Freund, ein unbekannter Dichter hatte es verfaßt, in einer Kneipe im Ortaccio. Das Blatt zerknüllt am Tisch liegenlassen. Nur ein Versuch, ein Entwurf, die Akzente gingen nicht auf. Er versuche nicht länger, die Verse zu takten.

Nachdem er von dannen gezogen war, hatte Caravaggio es überflogen und eingesteckt. Vorgestern, als er seine Truhen packte, kam ihm das Blatt wieder unter. Er las es erneut:

---

<sup>17</sup> damals allgem. für brillante Könnerschaft; nicht auf musikalische Bravour beschränkt

<sup>18</sup> röm. Stadtgefängnis

*Der Baum vor meinem Haus: Nichts ist mir mehr vertraut.  
 Er steht zu mir, tagein, tagaus, das ganze Jahr.  
 Ich sehe, doch ich nehme ihn einfach nicht mehr wahr:  
 „Verzeih, ich habe dich schon tausendmal geschaut!  
 Schon immer. Ewig. Eh und ... jäh verlierst du Zeit  
 Das Urteil ‚alt und morsch‘, das mich dich fällen will:  
 Wo Vogelsang im Schattenspiel ... wird es wohl still.  
 Vorbei. Kein Blattwerk rauscht und säumt Alltäglichkeit.  
 Es klafft in mir ein Loch, das ich statt dir dort seh  
 Wo bleibt er liegen, künftighin, der erste Schnee?  
 Bloß satte Leere: Nichts ist nicht. Verloren? Ja!  
 Die Zweifler mögen tun, als ob es Nichts nicht gäbe:  
 Fehl dich nur in mein Herz hinein. Als Schmerz. Komm, lebe!  
 Einst denk ich nicht an dich – dann bist du wieder da!“*

„Saum der Alltäglichkeit ...: Jetzt, wo ich weiß: Du bist das Besondere! – gibt es mich nicht mehr. Kehre mich wieder, bewußtloses Glück, denn ich will das nicht wissen, um diesen Preis. Er ist zu hoch und heißt ‚missen‘.“ Er ballte die Fäuste. „Der Sturm soll dich entlauben. Aber er darf dich nicht brechen. Gleichwie, das Gesuch muß Erfolg haben!“

Wer kann helfen? Wieder begann er, die Reihe möglicher Fürsprecher akribisch aufzulisten. Kein Aspekt – sei er auch nebensächlich – durfte außer Acht bleiben. Alles konnte von Bedeutung sein, sollte es die Wende bringen.

Dieses Grübeln, es entwickelte sich zur Manie, seit ihm klar war, daß er den Bogen überspannt hatte. Täglich zwang es ihn, seine Lage zu sezieren.

Er hatte gehofft, die Colonna würden ihn halten, seine Begnadigung erwirken können. Der Heilige Stuhl schuldete ihnen viel, Gott weiß es. Es war Marcantonio Colonna, der die päpstliche Flotte gegen die Türken geführt und bei Lepanto den Sieg errungen hatte. In jenen Tagen, die über Gedeih und Verderb der Christenwelt entschieden, kam er zur Welt. Die Tochter des Admirals, Donna Costanza, Marchesa di Caravaggio, hielt ihn seither für einen Glücksbringer. Doch der Einfluß der Colonna war vom Papst

zurückgedrängt worden und inzwischen fast geschwunden. In Wahrheit entmachtet, rivalisierten sie miteinander und standen vor dem Bankrott.

Opposition zeigen: ja! Ihre Fluchthilfe war mutig, riskant. Aber sie konnten es sich nicht leisten, die päpstliche Justiz herauszufordern.

Anders Prospero Orsi: Er nahm für seine Treue auch in Kauf, daß ihn die *fabbrica di San Pietro* nur noch vereinzelt mit Aufträgen bedachte. Prospero kannte viele Leute. Er konnte in Dingen des Alltags vermitteln, hatte aber keinen Einfluß auf die Macht.

Sein Schwager Gerolamo Vittrici hingegen war Familiar des Papstes und *sottoguardarobba*<sup>19</sup> auf Lebenszeit. Er besaß mehrere Werke von seiner Hand, darunter die *Bona Ventura* und eine *Grablegung* für die Familienkapelle in der Chiesa Nuova. Seine Vertrauensstellung war vorteilhaft. Er könnte bei passender Gelegenheit ein Wort für ihn einlegen. Mehr nicht.

Caravaggio kauerte neben der Brunnenmaske und stierte mit ihr ins Leere.

Und der Kardinal? Nein, Del Monte würde er nicht mehr in Betracht ziehen. Die Zeit im *palazzo Madama*, als Mitglied seiner *famiglia*, war längst vorbei. Mehr als das, was er als Protektor der *Accademia di San Luca*<sup>20</sup> für seine Flucht getan hatte, konnte, würde er nicht tun.

Egal. Ihre Wege hatten sich ohnehin getrennt. Seine Schirmherrschaft war ein ‚Goldener Käfig‘. Nicht, daß er versucht hätte, ihn zu vereinnahmen. Es war sein Amt, das ihm im Wege stand:

Del Monte vertrat die französischen Interessen am päpstlichen Hof, - die ‚Franzosenpartei‘. Sie galt als protestantenfreundlich und häresieverdächtig. Zudem war er Botschafter und persönlicher Vertrauter von Ferdinando de' Medici, der ihm die Kardinalswürde vermacht hatte. Der Florentiner Großherzog war mit dem Papst verfeindet. Kein Wunder, daß er für St. Peter nie einen Auftrag bekam, obwohl Del Monte dem Gremium der *fabbrica* angehörte.

---

<sup>19</sup> stellvertretender Kämmerer

<sup>20</sup> (neu)gegründet 1593 von Federico Zuccari

Als er dies endlich durchschaute, übersiedelte er in den *palazzo* des Kardinal Gerolamo Mattei, um für dessen Bruder Ciriaco zu arbeiten. Es reute ihn nicht, sich von Del Monte gelöst zu haben, wieviel Entscheidendes ihm auch geschuldet war:

Der Auftrag für die Contarelli-Kapelle vor allem, der ihn über Nacht berühmt gemacht hatte. Sie unterstand zwar der *fabbrica*. Aber zum Glück war San Luigi dei Francesi die französische Nationalkirche in Rom, das verbürgte das Patronatsrecht der Franzosen.

Auch seinen zweiten Großauftrag hatte der Kardinal angebahnt. Tiberio Cerasi, der Schatzmeister des Papstes, übertrug ihm die Ausstattung seiner Familienkapelle in Santa Maria del Popolo. Zwei Gemälde, die den Ruhm vollkommen machten. Del Monte hatte ihn dafür empfohlen ...

Inzwischen hatte sich vieles geändert, mittlerweile regierte ein Borghese. Während der verstorbene Aldobrandini noch darauf bedacht war, zwischen Spanien und Frankreich die Waage zu halten, setzte Paul V. ganz auf die spanische Seite. Der Einfluß der französischen Partei war endgültig dahin. Ergo sinnlos, sich über Del Monte den Kopf zu zerbrechen. So angesehen und weltgewandt der Kardinal auch war: Außerhalb seiner Klientel hatte er nichts zu sagen. Basta!

Gottlob war ihr Auseinandergehen ohne Nachteil für sein Schaffen geblieben: Er profitierte weiterhin vom Kreis und den guten Verbindungen des Kardinals. Man war auf ihn aufmerksam geworden. Förderer, Mäzene, Sammler, die seine Gestaltungskraft erkannten, seiner hartnäckigen Wirklichkeitstreue Anerkennung schenkten, seiner *maniera* Freiheit und ihm eine Zukunft. Darunter etliche Mitglieder der Apostolischen Kammer,<sup>21</sup> dem Zentrum der Macht:

Der Geschäftsmann Vincenzo Giustiniani etwa, dessen *palazzo* sich in der unmittelbaren Nachbarschaft Del Montes befand. Der Bankier Ottavio Costa. Beide Genueser und päpstliche Depositare.

---

<sup>21</sup> Camera Apostolica, das höchste Verwaltungsgremium der Kurie

Monsignore Maffeo Barberini, der demnächst Kardinal werden würde ... endlich, denn schon lange hatte er damit gerechnet, war aber übergangen worden. Weil auch er ein Franzosenfreund war ...

Tiberio Cerasi, der Schatzmeister der Kammer, war schon verstorben. Ermete Cavalletti, ihr Buchhalter, ebenfalls. Zwar beauftragte ihn seine Witwe, für die Cappella Cavalletti in Sant' Agostino zu malen ...

Kardinal Pietro Aldobrandini hatte nie ein Werk bei ihm bestellt. Er war zu sehr damit beschäftigt, Güter und Paläste zusammenzuraffen. Womöglich lag es auch an seiner Ambivalenz: einerseits Feind der Frankophilen, voran Großherzog Ferdinando de' Medici, der ihn einen „unersättlichen Hund“ genannt hatte; andererseits Freund ihres Botschafters Del Monte, mit dem er die Liebe zur Musik teilte. Wie auch immer, als Neffe des Papstes und *camerlengo* der Apostolischen Kammer war er stille Gewähr für den Schutz seines streitbaren Künstlertums.

Der neue Papst: ein Borghese. Die Kammer: umbesetzt. Von seinen Patronen war niemand mehr im Amt. Die alte Seilschaft gab es nicht mehr.

„Ein Haufen Kardinäle und Aristokraten, und keiner kann helfen!“ fluchte er. „Aller Vorteil – nutzlos geworden. Was wiegt schon die Fürsprache eines Kämmerers, oder das Wort einer Witwe?“

Die Habgier der Aldobrandini war skrupellos und allseits bekannt. Niemand weinte ihnen eine Träne nach, auch er nicht, aber unter ihrem Regiment gedieh das Netz der Schirmherrschaft. Knoten um Knoten. Der Pontifikatswechsel ließ es zerreißen.

Jetzt nützte es nichts mehr, daß der „unersättliche Hund“ bei den Hauskonzerten Del Montes noch manchmal zu Gast war.

Das Gleiche galt für seine Schwester Olimpia, der die Befreiung aus der Haft zu danken war: Damals, als er dem Kellner der Osteria del Moro einen Teller Artischocken ins Gesicht geworfen hatte, und einmal mehr nach der Rauferei in der Via dei Greci. Die Wappensterne der Aldobrandini waren erloschen.

Er bohrte in der Nase, grübelte weiter. Jedes Für und Wider abzuwägen, das hatte er bereits zur Genüge getan in den letzten

Wochen. Er spürte, daß sich alles in ihm sträubte, die Aspekte der Macht noch länger zu zerpfücken. Doch, was blieb schon übrig?

Würde sich Laerzio Cherubini für ihn einsetzen? Für seine Kapelle in Santa Maria dalla Scalaer hatte er einen *Marientod* gemalt. Cherubini war Konservator von Rom und mit der öffentlichen Wohlfahrt betraut. Auch ein Freund Del Montes. Wohnte in der unmittelbaren Nachbarschaft des *palazzo Giustiniani* und verfaßte kirchenrechtliche Schriften. Er hatte selbst Ambitionen auf ein Amt in der Kammer und würde ihm nicht helfen.

Und Massimo de'Massimi, ein frommer Aristokrat aus den ältesten und angesehensten Familien Roms, der seine *Dornenkrönung* besaß? Nur ein Kunde, kein Freund.

Er rieb sich die Augen. Sie brannten noch vom Sand und Staub der Fahrt.

An wen soll ich mich halten? brütete er.

An den Advokaten Philippe de Bethune?

Der Franzose hat dich herausgeschlagen, vor drei Jahren, als du wegen Baglione im Gefängnis warst, erinnerte er sich.

Indes – auch er vom Machtverlust der Franzosenpartei betroffen. Bereits im Vorjahr, im Juli, als er mit dem Notar Mariano Pasqualone in Streit geraten war, auf der Piazza Navona, wegen Lena, sollte sein Einfluß nicht mehr reichen, ihn zu schützen. Harmlos, verglichen mit dem, was sich noch zutragen würde ...

Er hatte Pasqualone mit dem Schwert verletzt und aus der Stadt fliehen müssen. Nach Genua. Die Vertreibung aus dem Paradies warf ihre Schatten voraus. Die Doria gewährten ihm Asyl. Glücklicherweise akzeptierte der Notar seine Entschuldigung und das Verfahren wurde eingestellt.

„Wer weiß, ob Bethune überhaupt noch in Rom ist“, resignierte er.

Nun war er wieder dort, wo das Grübeln stets zu enden pflegte:

„Ich selbst bin meine letzte Hoffnung“, attestierte er sich. „Ein großes Werk für Neapel könnte mich retten.“ Der Ruf eines Meisterwerkes würde nach Rom dringen. Durfte er hoffen, daß der

Wunsch, den *famosissimo pittore* zurückzurufen, *ad maiorem Romae gloriam*,<sup>22</sup> die Bedenken überwog?

Caravaggio biß nervös auf seine Unterlippe. Kann mir wer den Rang ablaufen? Annibale ist fest in den Händen der Farnese, überlegte er. Ich mag ihn, von ihm geht keine Konkurrenz aus.

Außerdem, der Bologneser war krank, der Schwermut verfallen. Unfähig, selbst noch zu malen, beschränkte sich Carracci darauf, gelegentlich die Arbeit seiner Assistenten zu beaufsichtigen. „Alle verzagen im Alter“, kam ihm vor. „Seltsam. Tizian, Veronese, Tintoretto: Sie alle sind am Ende trübsinnig geworden ... Ist das unser Schicksal?“

Er besann sich wieder aufs Eigentliche: Carracci und ich, wir sind ohnedies zu verschieden. Er hat sich dem Vorbild Raffaels verschrieben, ganz und gar. Man sagt, er möchte sogar an seiner Seite begraben werden, im Pantheon, eines Tages, wenn es soweit ist ...

Doch es gab andere. Seine Schüler vor allem, eben dabei, die Seitenwände der Galleria Farnese zu freskieren: der begabte Domenico Zampieri; Lanfranco; da war Guido Reni, der zwar eigene Wege ging, ihm aber naheiferte und die *maniera*<sup>23</sup> stahl.

Auch jener Rubens machte erneut von sich reden, ein Niederländer, dem Herzog von Mantua verpflichtet. Erst wieder kurz in der Stadt, hatte er den Auftrag für das Hochaltarbild der *Chiesa Nuova* bekommen. Der Vertrag war noch nicht unterschrieben, aber der Stifter hatte verfügt, daß der Flame es ausführen müsse. Alle römischen Maler waren übergangen worden.

„Rubens hält große Stücke auf dich!“, war ihm zu Ohren gekommen. Würde er die Lücke schließen, die durch seine Flucht und Carraccis Erkrankung entstanden war?

„Mach dir nichts vor“, verwies er sich. „Man ist nicht abhängig von dir. Es geht auch ohne dich. Vermessen, zu glauben, deine Meisterschaft könnte die Selbstherrlichkeit der *Ecclesia Triumphans* beeindrucken, zum Widerruf zwingen, den Eigennutz nötigen! Wärest du sonst hier, zwischen Sümpfen und Stechmücken Rom ferner denn je?“

---

<sup>22</sup> zur größeren Ehre Roms

<sup>23</sup> künstlerische Handschrift

Sein Blick folgte den weglosen Wegen zwischen den Rebstöcken. Egal, was du ausheckst, es kommt immer aufs Gleiche hinaus: Es ist umsonst. Das war alles, was ihm noch in den Sinn kam, ehe er sich beschloß:

„Es bleibt dabei: Die Bittschrift ist mein einziges Mittel. Giustiniani und Costa sollen für das Gesuch bürgen. Eine großzügige Laune des Papstes wird dann mein Schicksal sein.“ Er lachte selbstverdrossen. „Ein Glücksspiel und nichts zu setzen, außer ein Bildgeschenk auf die Gunst des Nepoten. So werde ich auf meine Auferstehung warten. Warten müssen, bis mich der Fürst von Stigliano nach Neapel ruft. Dann wird sich weisen, ob es Ostern wirklich gibt.“

Die Augen brannten noch immer. Er schloß sie, hielt sie geschlossen. Müde lehnte er sich an das Muschelschloß und nickte ein. Im Halbschlaf hörte er sich schimpfen: „Alles dreht sich nur um Vorteil und Vorrang, um Macht und Pfründe. Lauter aufgesetzte Larven, nur gut, um sich die Welt vom Leib zu halten.“

Jemand lästerte: *Wie altklug, wie sinnlos ...*

Er träumte, daß er aufstand und im Becken herumstapfte, um den Spötter zu orten. Der Schlamm knirschte wie das Bersten dünn überfrorener Wasserlachen, in die Luft gesickert war. Schließlich blieb er vor der Maske stehen. Argwöhnisch betrachtete er ihre stutzigen Züge: blasierter Stumpsinn, verschlagene Bosheit, süffisant zur Schau getragen.

Du? musterte er sie.

Die Fratze begann sich zu regen. Ihr Gesicht zuckte, die Haut wurde porös. Warzen quollen hervor. Pusteln platzten und spritzten Eiter. Sie schnüffelte wie ein Hund und züngelte wie eine Schlange. Es wuchsen ihr Augen, sie schlug sie auf.

*Sieh mich nur an*, raunte sie.

Wer bist du? Wer steckt in deiner Larve? All diese anderen Larven? Mir scheint, sie sind mit dir eins!

Die Fratze gähnte. Ihr hohl röchelnder Schlund und die eirund stumpfen, fleckigen Zähne verströmten Aasgeruch. Angewidert trat der Maler zurück und fragte erneut:

Wer bist du?

*Tölpel! Wie kannst du bloß fragen? Mein Zweck ist verhüllen, nicht offenbaren!*

Mich dünkt vielmehr, du weißt es nicht ...

*... nicht wer, doch was ich bin: Die Einsicht, die zu spät kommt, der Anfang vom Ende. Die Spitze, die bricht. Wenn ich nahe, weicht das Gelingen. Geduldig wie die Katze warte ich auf den Fehler der Beute. In meinem Schatten gedeiht Unkraut. Das lasse ich gelten. Es macht ja nur Samen und trägt keine Frucht. Ich bin die Willkür der Beamten und die Bestechlichkeit der Richter. Die List der Geschäftemacher und das Falsch in den Banken: Mein Schatten deckt sie. Ich fülle ihre Taschen und habe sattsam Schadenfreude. – Du bist begabt: Auch du hättest Vorteil. Doch ihn zu ernten sei dir versagt, denn du willst nicht mit mir teilen!*

Bist du die Kraft, die entstellt? Die niederzieht? Alles vergebens macht, veruntreut, vergällt?

*So ist es. Ich betrüge mit Hoffnung. Durch mich welkt das Schöne. Ein falscher Zeuge bin ich, Zerrspiegel der Wahrheit. Vorrang der Lüge, denn das letzte Wort habe ich! Ich sehe die Dinge wie du den Mond: immer nur die eine, - meine Seite!*

Deine Trauben sind sauer. Dich kann man nur verachten!

*Warum mich? Verachte doch – dich ... wenn du kannst! Sieh von dir ab, und du hast Frieden. Ein Ich aber entkommt mir nicht!*

Das Ich ist nur ein Federspiel! Nec spe, nec metu:<sup>24</sup> Ich fürchte dich nicht!

*Ach, du bist bald mein! Denn ich bin der Irrtum des Denkers und das hausverständige Gutachten der Volksweisheit: Besserwisser sind meine Freunde, ihre Mißgunst ist mir recht. Denn ich habe Recht: säe Streit unter Brüdern, Zwietracht unter Gleichgesinnten. Im Krieg bin ich das Blut auf den Schlachtfeldern und der Sieger, der weitermacht.*

*Ich pflege den Nachruhm erlauchter Geschlechter und stunde gern den Glanz in ihren Namen. Bin lieber Fäulnis in edler Frucht ... das Siechtum der Körper. Die Schwachen verlangen nach mir. Sie suchen Glück und erfahren nur Übel. Manch einer liebt meinen Stachel. Er folgt mir, bis er mir folgen muß. – Willst du noch mehr über mich wissen?*

Nur zu! Ich höre.

*Ich bin die Ohnmacht des Mitleids und der Riß im Band der Liebe. Ist sie doch nur eine Erfindung des Lebens: die heroische Form der Vergänglichkeit! Besser, wenn Arroganz sich und Ignoranz,*

---

<sup>24</sup> Keine Hoffnung, keine Angst

*Gelehrter und Kleingeist verbrüdern: An mir scheitern die großen Ideen. Ich, ihr Gelächter! Der vorlaute Unverstand der Dummen. Unter den Guten bin ich der Beste. – Doch wer? Ich weiß es nicht. Ein elternloses Kind, unbenannt bis heute: Komm, gib mir einen Namen!*

Scheusal, ich taufe dich ‚Widerruf‘! Er spuckte sie an.

Du bist das Böse *im* Guten. Das ist dein wahres Gesicht! Todeskeim in jedem Aufwärtsstreben! Dem Werden sprichst du schon vom Gegenteil: der Wiege vom Sarg. – Meine Gegenwart: voll deiner Widerwart! Frost in der Blüte der Jahre. Du trachtest nach dem Niederen. Kehrst Gedeih in Verderb. Was sich erhebt, wirfst du zurück. Beugst alles, was Vollendung sucht. Vernichtest jeden, der den Unsterblichen zu nahe kommt. Sie haben dich vor ihre Tore gestellt. Sieh an, du bewachst sie und weißt es nicht einmal?!

*Halt, halt: Wie kannst du tadeln, was die Himmel wollen?!*

Sei's drum, Kehrreim der Vergeblichkeit! Du Refrain auf das Sinnlose!

Er schrak auf. Mit einem Schlag war er wieder hellwach. Er strich sich mit beiden Händen übers Haar. Es hielt ihn nicht mehr auf seinem Platz. Er stand auf und stapfte im Becken herum. Wirklich, der Schlamm knirschte und erinnerte an das Bersten dünn überfrorener Wasserlachen, in die Luft gesickert war. Schließlich blieb er vor der Fratze stehen. Argwöhnisch betrachtete er ihre stutzigen Züge: Sie machte keinen Mucks.

„Du, ja du hast mich erschlagen! Mit meinem eigenen Schwert, als ich am Weg zum Tisch der Götter war! Ein Nichts jetzt, abgetan und leer, aus dem Paradies vertrieben, mürb wie der Faulschlamm zu meinen Füßen! Welch schreckliche Dürre!“

Nach einer Weile – im Kopf erloschen, am Körper taub – fühlte er einen milden Schauer, der ihn durchlief. Er kam kaum spürbar über ihn, vom Scheitel herabfließend, gleichmäßig, in substanzlosen Wellen nicht groß, doch einander überlagernd: Sie sickerten wie ein Wasserschleier über bruchrauen Stein: wie die Aufklärung, wenn Sonne durch den Nebel bricht und das gefällte Halblicht kurz läutert. Nicht warm und nicht kalt, aber weich und frisch: auf eine Art getrübte Farbe, der man den reinen Hauptton beimischt. Er hielt die Augen geschlossen und ließ sich streicheln, zärtlich streicheln.

Schwer zu sagen, ob dies mit oder an ihm geschah. Auf besondere Weise aber war es unleugbar.

Ein Frühes, noch anfangs, vor Tag und Tau. Sein Zauber lag so fern, daß er sich gewöhnlich nicht erinnert hätte. Doch erkannte er es sofort.

In diesem Moment wußte er mit völliger Klarheit, was ihm fehlte: dem Brunnen das Wasser.

## IV

Emilio fand den Maler im Muschelbrunnen stehen, im Bodensatz des Beckens, den Rücken zu ihm, Angesicht zu Angesicht mit der Maske. Der *fattore* trat geräuschvoll in den Kies, um sich bemerkbar zu machen und ihn nicht zu erschrecken.

„Störe ich Euch, Meister?“

Caravaggio drehte sich um, ein wenig verlegen, und machte Anstalten, herauszusteigen.

„Bleibt nur“, sagte Emilio, ging um die Wandung herum und stützte sich auf das Muschelschloß.

Er wies mit dem Kopf auf die umstehenden Bäume. „Ihr seht ja: Die Kiefern sind alt, die Äste schütter. Zu wenig Schatten. Es gelingt uns nicht, den Wasserstand zu halten.“

„Ist der Zulauf zu schwach?“

„Zu hoch“, sagte Emilio und erläuterte dem Maler, daß der Zierbrunnen vom Überlauf des Hausbrunnens, oben in der *sala terrena*<sup>25</sup> des *palazzo*, gespeist werde. Daß dessen Spiegel im Sommer sinke und kein Wasser mehr abscheide.

„Oft schon im Juni, daß das Becken von Hand nachgefüllt werden muß. – Wir haben es aufgegeben. Zu mühsam. Das Gerinne müßte tiefer gelegt werden.“

„Etwas Regen ab und zu, das wird die Verdunstung auch nicht wettmachen ...“

„Ecco! Dann veralgt das Wasser, so daß man es nur noch für den Garten nehmen kann.“

„Eimer um Eimer hinein, dann Eimer um Eimer heraus – das macht keinen Sinn“, sagte Caravaggio. „Das ist klar.“

„Reine Selbsthingabe“, lachte Emilio. „Man strengt sich an und gibt und gibt, und schöpft daraus nur neues Geheiß.“

---

<sup>25</sup> im Erdgeschoß

Caravaggio merkte kurz auf. Auch der Schaffensdrang war solch ein Gebieter. Doch der Gedanke ließ sich nicht fassen. Er ließ ihn fallen, denn Emilio schlug vor:

„Wenn Ihr möchtet, zeige ich Euch das Dorf.“

„Das Dorf?“

„Wollt Ihr es sehen?!“

„Ja doch ... was für ein Dorf?“

„Hinter dem *palazzo*. Es ist nicht auszumachen, wenn man von der Gartenseite kommt.“

Er reichte ihm die Hand, um ihm herauszuhelfen. Sie gingen hinauf zum *palazzo*, voraus zwei Gebäudeblöcke, die ihm wie Schilde vorgelagert waren.

„Pferdestall samt Wagenschuppen,“ bemerkte Emilio, „nebenan das Preßhaus“, und wies auf das Gebäude rechterhand, das im Rücken, abendseitig, voll Efeu war. Aus seiner Giebelwand sproß – wie eine Warze – eine kleine weinselige Laube.

„Früher beherbergte es Gesindewohnungen. Heute wohnt nur noch Elisabetta hier.“

Vor der flachen Freitreppe des *palazzo*, deren Breite der *loggia* im Obergeschoß entsprach, schwenkten sie nach links und gelangten an der Gebäudeflanke zu einem Tor, das schwibbogenartig zum Nachbarhaus aufschloß. Emilio drehte den Balken, und sie traten hinaus auf einen schlagschattigen Platz.

Annähernd quadratisch, bestimmte sich seine Größe nach der Front des *palazzo*, ein wenig darüber hinaus, wegen der hoch aufschießenden Gartenmauer, die die Platzseite hintan längte. Um und um war er von Gebäuden gefaßt, - ein schmucklos sauberes Geviert, das – so schien ihm augenblicklich – Geschlossenheit und Frieden hatte. Caravaggio empfand dies so sehr, daß er unwillkürlich hinauf sah in das vom Scirocco abgegriffene Blau, als ließe sich dort sonst etwas finden, das ihn schützte. Allein, es war Dunst, der dünne Schleier zog ...

Er war mit mergeligen Kalksteinblöcken gepflastert, die sie – so Emilio – aus dem Wehrgang der alten Stadtmauer gebrochen hätten: Die Befestigungsanlage des alten Paestum, sie sei eine Art Steinbruch für das Dorf ...

In den Fugen stand überall kurz und dürr Gras. Im Zentrum ein Schachtbrunnen, dreifußartig verstrebt sein eisernes Schöpfgerüst.

Daneben ein verlassener Stand auf senkrechten Pfosten, das Verdeck schräg angespreizt, hintenzu mit einem schlampig herabhängenden Tuch geschlossen: ein Fischerstand, mittags geräumt und verlassen.

„Der Konvent der Karmelitinnen!“ sagte Emilio und deutete auf den vom Schwibbogen verklammerten Anbau, übereck stehend, mit einem massiven Klopfring an der Pforte.

„Ein strenger Orden, wie man sagt ...“

„Doch nicht vergittert wie in Spanien. Es wäre nicht möglich, hier zu leben, ohne sich auszutauschen“, antwortete Emilio. „Übrigens, Don Gaspar, unser unvergeßlicher *padrone*, hat das Kloster gestiftet!“

„Aus Vorsorge? Es ist beim Adel üblich, für die Töchter ...“

„Eher aus vornehmer Verpflichtung; aus Verehrung für seine spanische Heimat und ihr geistliches Erbe ... wie San Giacomo, unsere Kirche, vor Euch:“

Das angrenzende Gebäude war ein blockhafter Kubus. Es überragte die zwei Stockwerke des Klosters um eins und hatte eine Mauerkrone: Die oberste Zone sprang vor, ein auskragendes Wehrgeschoß. Es gab dem vierschrötigen Würfel obendrein Schwere. Die wallgangartig umlaufende Scharnmauer wurde von tiefen Bögen getragen, die der Wand vorgeblendet waren. Nur einer von ihnen war durchfenstert. Sie ruhten auf gestaffelten Konsolen. Galerie um Galerie, die so zum Schattenspiel fliehender Stufen wurde. Zu wenig, um das Auge zu entlasten ...

Eine merkwürdige Baulichkeit, denn sie war in sich zweigeteilt:

Die eine Hälfte stadttorartig. Eine tonnengewölbte Öffnung durchmaß sie, ein breiter, gleichhoher Durchlaß.

An das Torhaus – die *casa torre*, wie Emilio es nannte – schloß nahtlos die andere Gebäudehälfte. Aus der Mauerkrone erhob sich ein Turm mit hohem Schaft, durch ein Gesims zweigeteilt, oben mit schlanken Bogenfenstern geöffnet. Seine Dachpyramide krönte eine Art Firststein mit Kreuz.

„San Giacomo“, wiederholte Emilio.

Er verbeugte sich vor der Ädikula, die neben der Kirchentür in die Mauer gebettet war. Eine frische Kerze brannte in der Nische. Sie

war von der Hitze gebeugt, als müsse auch sie sich vor der Jungfrau verneigen. Caravaggio fiel auf, daß die Madonna in ihrer Rechten einen Granatapfel hielt. Das war ihm, der sich als Maler mit Darstellungsmustern gut auskannte, neu. Er merkte indem, daß er sich ablenken ließ, und war dankbar dafür.

Sie gingen weiter, vorbei an San Giacomo, und Caravaggio trat ein wenig zurück, um das Gebilde besser zu sehen.

Wirklich ein seltsamer Baukörper, verschiedenen Zwecken nachgereift. Durch den aus der Mitte gerückten, nach rechts abgedrängten Turm fiel seine Asymmetrie ins Auge. Die dahingestellte Ungestalt wurde aber durch das Gleichmaß des gemeinsamen Unterbaus versöhnt.

„Gehen die Nonnen außenherum, wenn sie in die Kirche wollen?“ fragte Caravaggio. Emilio verneinte. „Sie können auch oben durch die *casa torre* in den Emporenraum.“

„Und wohin führt diese Straße?“

„Zum Meer“, sagte Emilio. „Es ist die Straße, die Ihr gekommen seid, Meister, nur, daß Andrea ...“

„... schon vorher abgezweigt ist“, erinnerte sich Caravaggio. „Wir sind von der Gartenseite gekommen.“

„Man kann auch geradeaus gehen“, sagte Emilio. „Dann kommt man zum *Capo d'Acqua*. Ein lieblicher Ort, und für den Fall, daß es Euch einmal gelüstet, die Umgebung zu erkunden, empfehle ich Euch, ihn aufzusuchen: Drei Quellen fließen hier zusammen; eine davon ist sehr kalt. Vom Boden steigen zahllose kleine Luftblasen auf, lieblich anzusehen.“

„Luftblasen? Wie das?“

„Das Wasser schmeckt brackig, obwohl es direkt aus dem Berg kommt. Man sagt, daß es sich mit Salzwasser mischt, das aus dem Boden drückt. Deshalb das Perlen des Quells.“

„Eine Verbindung zum Meer, drei Meilen landeinwärts?!“

Emilio zuckte mit den Schultern. „Ich glaube das auch nicht. Eher sickert Luft durch abgestorbene Wurzeln, die verkalkt sind und Poren oder kleine Kanäle bilden. Denn das Wasser ist sehr kalkhaltig.“

„Sonderbar. Das sehe ich mir jedenfalls an!“

„Vielleicht gefällt Euch der Born so sehr, daß Ihr ihn malt. Er verdiente es, gemalt zu werden ... - Es gibt auch eine Mühle dort.“

„Ich male keine Landschaften.“

„Ah – nun, ich dachte nur ... ein Quell in einem Hain ... man vermeint jeden Augenblick eine Nymphe zu sehen ... und sieht in Wahrheit doch nur unsere Frauen, die im *battendiero*<sup>26</sup> Wäsche waschen“, scherzte er.

„Es gibt mehr, als ich dachte“, sagte Caravaggio. „Überhaupt – man hat mir nichts von einem Dorf gesagt.“

Emilio lächelte dankbar. Sichtlich ermutigt setzte er seine Führung fort:

„Vom *Capo d'Acqua* aus kann man weitergehen, hinauf zur *Santa Maria del Granato*, nach *Capaccio Vecchio*<sup>27</sup> und zum *castello*. Kommt!“

Er zog ihn mit sich auf die Mitte des Platzes.

„Seht, da oben, die Kirche am Monte Calpazio: Das ist das Heiligtum der Madonna mit dem Granatapfel! Und ganz in der Nähe – ein wenig rechts davon, Ihr müßt genau hinschauen – sieht man verfallene Mauern: Das ist das *castello*. Es lohnt nicht, hinaufzusteigen. Da ist nichts mehr. Der Kaiser hat es zerstört. Samt dem alten Capaccio zu seinen Füßen. Das Dorf wurde gebrandschatzt und“ – er drehte sich um die halbe Achse – „diesseits neu gegründet. Von hier aus kann man es nicht sehen. Es liegt zwischen dem großen Berg vor uns und dem kleineren daneben, dem Monte Sottano ...

„... der aussieht, als wäre er eine Pyramide?!“

„... aus diesem Winkel, ja. Drüben, vor Trentinara, fällt er steil ab.“

Caravaggio ließ den Blick über den Höhenzug schweifen: „Monte Calpazio ...“

„Monte Soprano ... der links ansteigt wie die Flankenmauern einer Bergfeste ... vor Euch, mit den Eichenwäldern“, half der *fattore* ...

„... und der Monte Sottano.“

„Richtig. Drin eingebettet das neue Capaccio!“

„Daß es hier kaum Pinien gibt? Ich sehe nur Eichen und Kiefern.“

„Die Römer haben uns die Pinien genommen, abgeholzt für den Schiffsbau.“

---

<sup>26</sup> Waschhaus

<sup>27</sup> sic!

Sie zogen sich in den Schatten eines Wandelgangs zurück, der – von schmucklosen Pfeilern ohne Basis und Kapitelle gegliedert – über zwei Seiten der Piazza lief. Auf ihm ruhten die ausladenden Stockwerke der an San Giacomo gereihten Häuser. Mit dem Gotteshaus in einer Flucht, darüber mit ihm gleichsam verkröpft, wirkte der so entstandene Korridor auf Caravaggio wie die Beschwörung einer Himmel und Erde verpflichteten Zusammengehörigkeit.

War es das, was ihm den friedlichen Eindruck machte? Auch die quergestellten Satteldächer der einfachen Behausungen fielen alle so nach innen ab, daß man sie nur als Zusammenschluß eines Auf und Ab von Pulten wahrnahm, die sich der Piazza zuneigten und ihr Geborgenheit gaben.

„Hier wohnen unsere Leute“, sagte Emilio. Die *Contessa* hat ihnen allerdings untersagt, Tiere in den Häusern zu halten, weil sie dauernd auf der Piazza standen. „Die Piazza ist der Vorhof des *palazzo* und kein Stall!“ Die Hausgärten, Schafpferche und Schweinekoben sind deshalb alle nach hinten hinaus ...“

„Drum ist alles so sauber ...!“

Von dieser Stelle aus konnte Caravaggio erstmals die Palastfassade geraum überblicken. Sie nahm die ganze Westflanke der Piazza ein und überragte alle anderen Gebäude, mit Ausnahme des Turms von San Giacomo.

Eine schmucklose Schauseite aus hammerrechtem Bruchsteinmauerwerk, einheitlich, nüchtern und – was im Süden eher ungewöhnlich war – streng symmetrisch: je drei Fenster links und rechts der Mittelachse, sowohl im *piano nobile* als auch im Stockwerk darüber.

Das sockellose Erdgeschoß war höher, wegen der großen Rundbogentore beidseits der Portalanlage. Kleine vergitterte Lichtluken taten sich auf. Dazwischen Ringe für die Pferde, in die Mauer eingelassen. Man ahnte, daß dieser Komplex älter sein mußte. Der noch nicht verwitterte hellere Stein verriet, wo umgebaut worden war. So kam es, daß die Gebäudehülle ein wenig fleckig aussah, als wären Teile regennaß.

„Alles ist so gradlinig und akkurat.“

„Wie mein Herr eben war“, antwortete Emilio.

Massiv Fläche, bot ihm der *palazzo* die Stirn. Frontal, widersetzlich und verschlossen; althergebracht martialisch, wie aus vergangener Zeit. Lediglich die Balkenlöcher auf Geschoßhöhe waren offen geblieben, nicht zugesetzt und durch Konsolen unterfüttert. Eine waagrechte Strichlierung, Betonung der Horizontalen, sie deutete Stockwerkgesimse an, eine Gliederung, war aber nur Punzierung, - die Fassade ein mit spitzen Bucken beschlagener Schild, als wolle sie dem Monte Soprano entgegentreten. Eine Zinnenreihe schloß nach oben hin ab.

So stand sie ganz im Gegensatz zur Gartenseite, die einladend war, offen und organisch, von der dreibogigen *loggia* rhythmisiert und ins Grüne vermittelt, mit Biforien geflügelt, von der Freitreppe entfaltet und separaten Eingängen links und rechts zusätzlich erschlossen.

„Das zentrale Tor wurde zugemauert“, sagte Emilio. „Es war größer als die anderen, früher die Hofdurchfahrt. Man sieht es noch an den Wandwangen des Bogens.“

Der alte Korbogen war tatsächlich noch zu ahnen. Die Bruchlinien der Steinschichtung verrieten ihn. Er wurde von einer zweiläufigen Treppe überschritten, das Gelände schlicht hüfthohe Wandung. Sie führte zu einem architravierten Portal im *piano nobile*. Darüber, statt des Fensters, hatte man ein Feld ausgespart, wohl für das Wappen der Familie, es fehlte noch.

„Ich hätte das Ganze aufgemauert und mit Bögen geöffnet. Kleine verkappte Anbauten, schräg und verschnitten, Treppenläufe, die mit dem rechten Winkel brechen: Mir gefällt das. Man sieht das oft in unserer Gegend. Doch die Herrschaft meinte, es würde sich nicht mit der Szenerie darunter vertragen. Was meint Ihr – als Künstler?“

Die trapezförmige Grotte unter der Treppe war vollflächig mit grob skulptiertem Fels verkleidet.

„Was ist hier vorgesehen?“ fragte Caravaggio. „Eine *cascatella*,<sup>28</sup> eine Skulpturengruppe?“

„Ich wußte, daß Euch das interessieren wird“, offenbarte Emilio. „*Allora*, so außerordentlich Don Gaspar als Mensch war, so

---

<sup>28</sup> kleiner Wasserfall

ungewöhnlich waren auch seine Ideen. Alles gang und gäbe – da sollte wenigstens das Portal etwas Besonderes werden. Don Gaspar wollte einen Prometheus, an den Fels geschmiedet! Naccherino, der Steinmetz, war begeistert.“

„Eine ausgefallene Idee, fürwahr“, bestätigte Caravaggio. „Eine Herausforderung an den Bildhauer! Es gibt kaum Prometheus-Skulpturen. Ich zumindest kenne keine ...“

„Es gab einen lebhaften Disput, als Michelangelo Naccherino hier war“, erinnerte sich Emilio. „Donna Giovanni hätte lieber etwas Geläufiges gehabt, eine Dreiteilung des Feldes, mit Demeter in der mittleren Nische. Persephone rechts und Triptolemos<sup>29</sup> links neben ihr. Oder etwas Vergleichbares, das den Sieg über die wilde Natur verkörpert, Herakles in der Höhle des Pholos etwa, im Kampf mit den Kentauren ...“

„Da scheint mir die Idee Don Gaspars weitaus reizvoller!“ bekräftigte Caravaggio und staunte über das Wissen des *fattore*. – „Wie kommt es, daß Ihr Euch so gut auskennt, im Pantheon der Griechen?“

„Ach, ich war bloß dabei, damals, als Naccherino hier war ... – Übrigens hat er das auch gesagt: Prometheus, der der Menschheit grundlegenden Fortschritt brachte, noch ehe Triptolemos sie Ackerbau und Orpheus Kultur lehrte – das hätte wirklich Charakter und würde dem Auftraggeber Geschmack, Kunstverstand und große Bildung attestieren ... Wir haben lange getüftelt, wie man den Adler befestigen könnte, denn Don Gaspar wollte ihn fliegend. Am Ende stimmte er zu, daß er seine Krallen in die Knie des Titanen und den Schnabel in seinen Bauch schlagen würde. Dies sollte dem Steinmetz gestatten, ihn unsichtbar mit zwei drei Eisenbolzen zu befestigen, denn nur ein Bolzen im Kopf könnte das Gewicht des Vogels nicht tragen. Doch – wie Ihr seht – ist es noch nicht so weit!“

Sie waren stehengeblieben, gingen nun weiter.

„Hier war nichts, ehemdem! Als Don Gaspar – Gott hab ihn selig – das Land erwarb, war es verwildert, sumpfig und mückenverseut, - Giancesare ein kleiner Weiler: verwahrlost das Herrenhaus, verdreckt die Stallungen, das Speicherdach eingesackt und durchgebogen, mit Pfosten gestützt, am Einstürzen; hungernde

---

<sup>29</sup> lehrte die Menschen, Getreide und Feldfrüchte anzubauen

Kleinbauern, die die Pacht knebelte ... ihre Keuschen aus geschichtetem Stein, elende ärmliche Behausungen, eher Verschläge. Löcher, kaum besser als die Schilfhütten der Hirten. Wir machten eine *masseria*<sup>30</sup> daraus. Der Ackerbau wurde an Vorwerke abgetreten: Die Bauern haben nun ein *podere*.<sup>31</sup> kleine Anwesen, die uns untertan, aber auf sich gestellt sind. Die andern mußten sich entscheiden. Die meisten wollten bleiben und in der *masseria* arbeiten. Es wurde ihnen gestattet, sich Quartiere zu errichten und um das Herrenhaus zu scharen. Sie können ihr Gehäus sogar an die Nachkommen übertragen, wenn sie in unseren Diensten bleiben. Unser Gut gedieh, neues Gesinde kam dazu, siedelte sich ebenfalls hier an. So entstand nach und nach das Dorf. Mittlerweile wächst es schon den Berg hinan. – Ja, auch ich mußte umziehen, als die Herrschaft kam, um zu bleiben. Sie entschloß sich ja erst vor zwei Jahren, Neapel zu verlassen, um hier zu leben. Die Speicher wurden aufgestockt, richtige Häuser ... seht, da drüben, das ist jetzt meins!“

Emilio zeigte auf die Südseite, die als langer einheitlicher Trakt zur Gartenmauer des *palazzo* aufschloß. Zu ebener Erde war er nur von drei großflügeligen Scheunentoren geöffnet, die in gleichmäßigen Abständen angeordnet waren. Das mittlere Stockwerk darüber war sichtlich nobilitiert, - das einzige, das Biforien hatte.

„... unter mir, das sind die Speicher.“

„Wie lange seid Ihr schon in den Diensten der Herrschaft, Signore *fattore*?“ fragte Caravaggio.

„Von Anfang an. Ich diente schon dem Hause Pimentèl, als Seine Exzellenz, unser Vizekönig Don Juan Alonso, der Ziehvater meines *padrone*, noch in Benavente<sup>32</sup> weilte“, erläuterte Emilio. „Don Gaspar war schon länger im Kronland und trieb Handel von Neapel aus. Als er das Landgut kaufte – es war kurz nach seiner Heirat, wenn ich mich recht entsinne – holte er mich nach Italien, um es von Grund auf zu erneuern.“

„Ihr habt viel geleistet!“

---

<sup>30</sup> großer landwirtschaftlicher Komplex

<sup>31</sup> kleines zugewiesenes Stück Land, meist mit Stall und Hütte

<sup>32</sup> in Spanien

„Don Gaspar hat es mir anvertraut“, entschlug sich der *fattore* bescheiden. „Es gäbe noch genug zu tun. Doch letztes Jahr, als er seine verhängnisvolle Meerfahrt unternommen hat – gewiß habt Ihr davon gehört, er ist seither verschollen – ...“

„Ja, Don Carafa hat mir erzählt, daß ihn Sarazenen überfallen hätten ...“

Emilio nickte unzufrieden „... wurden alle Arbeiten jäh unterbrochen.“

„Trotzdem eine Ausnahme“, sagte Caravaggio. „Gewöhnlich investieren die noblen Herren nur in ihre Stadtpaläste und kaum in ihre Landgüter.“

„Es ist noch wenig herrschaftlich hier“, räumte Emilio ein. „Der Umbau des Herrenhauses zum *palazzo* ist zwar abgeschlossen, die Ausstattung aber noch dürftig ... ich sage dies nur, weil es mich nicht wundert, daß Ihr Euch wundert: Ihr habt bestimmt mehr erwartet! – Immerhin sind die *loggia* und die große *sala* des *palazzo* fertig, und der Konvent der Karmelitinnen, bis auf den Kreuzgang“, fügte er entlastend hinzu.

\*

Sie hatten eine Seite des Gevierts abgeschritten und waren niemandem begegnet. Nun, im Scheitel des Umgangs, versperrte ihnen ein schwerer Tisch aus Kastanienholz den Weg.

„Nehmt Platz“, sagte Emilio und deutete auf die grobschlächtigen Bänke übereck. Er klopfte an eine Tür und setzte sich ebenfalls. Eine aufgeschürzte Alte erschien, ihre schrumpeligen Hände in das schwarze Tuch trocknend. Sie sagte nichts, lächelte nur freundlich und nickte dienstfertig in einem fort.

„Rosa, wir haben einen hohen Gast! Er ist eben angekommen.“

Es bedurfte keiner weiteren Erklärung, offenbar, denn sie verschwand sogleich in ihrem verschatteten Gehäuse und kehrte mit zwei Bechern wieder.

„Die Dorfälteste“, sagte Emilio. „Sie leidet an dieser seltsamen Krankheit: Es rüttelt und schüttelt sie unentwegt.“

„Auch im Schlaf?“

„Das weiß ich nicht ... man müßte sie fragen ...“

Mit einer ausladenden Handbewegung wies er auf die Piazza. „Nichts Besonderes“, sagte er. „Doch gute Menschen leben hier. Ich glaube, Ihr werdet sie mögen.“

Caravaggio streckte die Beine. Müßig sah er auf den menschenleeren Platz.

„Sie sind wohl alle auf den Feldern?!“

„In den Weinbergen, den Olivenhainen, in der *bufalara*<sup>33</sup> ...“

„... bei dieser Hitze!“

„Die in den Olivenhainen haben Glück: Unter den Ölbäumen ist es immer angenehm.“

„Wie viele seid ihr?“

„Hier im Dorf, in der *fattoria*? – An die dreißig, ohne die Kinder und die Karmelitinnen. Mit den Bauern und ihrem Anhang annähernd das Doppelte. Sie sind verstreut über das ganze Latifundium.“

Die Alte trat aus dem Dunkel und brachte immerzu nickend einen Schoppen Wein. Halbvoll, um nichts zu verschütten. Der Zipfel des im Nacken geknoteten Kopftuchs wippte eifrig in Resonanz.

Der *fattore* übernahm es, einzuschenken.

„Kostet ihn“, forderte er den Maler auf. „Er ist aus der Korbflasche. Wenn er Euch zu warm ist, hole ich frischen aus dem Keller!“ Er erklärte ihm, daß Rosa über der alten Zisterne wohne, die nun als Weinkeller diene. Um kühlen Wein zu zapfen, müsse man selbst hinuntersteigen, denn der Kellerhals sei zu eng und beschwerlich für sie.

Kaum verschwunden, war Rosa wieder da, stellte eine Schale Oliven und Weißbrot auf den Tisch, einen Teller mit Würsten, dazu strohgeräucherten Provolone, eine Caciocavallo-Birne und in Myrtenzweige gewickelten Mozza. Nachgerade wischte sie mit der Schürze den Tisch.

Emilio quittierte es mit belangloser Miene.

„Rosa“, fragte er, „seit Ihr das habt mit dem Rütteln: Folgt es Euch auch in den Schlaf?“

Man sah, daß es sie viel Kraft kostete, zu antworten. Unmöglich, dem ständigen ‚Ja‘ ein ‚Nein‘ abzuringen: Das Nicken hielt kurz an

---

<sup>33</sup> landwirtschaftlicher Rundbau mit zentralem Kamin (zur Käsegewinnung aus Büffelmilch)

und der Kopf schwenkte ruckweise zur Seite, wie ein Vogelschwanz, als wollte er auf- und davonfliegen.

Sie beugte sich zu Emilio, zischelte ihm ins Ohr. Auch das Reden fiel ihr anscheinend schwer; man verstand sie kaum. Dann schlurfte sie zurück in ihre Höhle.

„Also nein“, sagte Emilio. „Aber sie klagt, daß sie nachts oft ganz steif wird. Daß sie sich im Schlaf nicht umdrehen kann.“

„Vielleicht ist es auch nur das Alter“, spekulierte Caravaggio.

„Ihr einziger Verwandter, Enzo, ihr Enkel, ist einer meiner tüchtigsten Leute“, erzählte Emilio. „Als Rosa mit ihm zu uns kam, war er noch ein Knabe, elternlos. Seine Mutter starb im Kindbett. Sein Vater wurde von einem Bluträcher getötet, oben im Cilento. Schon sein Großvater, Rosas Mann, war im Haß gestorben. Möglicherweise hat das die Krankheit ausgelöst. Auf der Flucht vor Rache und Vergeltung ... hier fanden sie Schutz und Rosa Arbeit ... sie arbeitete, bis es nicht mehr ging ...“

„Blutfehde – hierzulande hat sie sich gehalten? Woanders gibt es das nicht mehr!“

„... unversöhnte alte Zeit ... eigentlich schon damals außer Kraft gesetzt, denn in Griechenland hat Apoll diesen Teufelskreis durchbrochen. Bei uns war nie ein Apoll, der gesagt hätte: Genug der Genugtuung!“

„Und abends trifft man sich da in der Schenke?!“

„Wie allerorts üblich ... In Rom“, schätzte Emilio, „leben die Wirte wohl gut von den Pilgern?!“

„So ist es“, sagte Caravaggio. Ironisch fügte er hinzu: „Sie haben auch von mir gut gelebt.“

„Rosa lebt von uns“, sagte Emilio. „Wovon sonst? Sie hat niemand außer ihren Enkel“, wiederholte er, „und der will heiraten und muß sein Geld zusammenhalten ...“

Der *fattore* brach das Brot und schnitt die Wurst in Stücke. „Kostet mal“, sagte er und hielt ihm den Anschnitt unter die Nase: „Unser eigenes Erzeugnis! Um nichts schlechter als die berühmten Würste aus Nola ...“

„Bei euch haben die Bauern eine *cantina* und trinken ungewässerten Wein. Wo gibt es das?!“

„Bei uns ist alles ein wenig anders. Ihr werdet schon sehen ...“

„Sie wissen das zu schätzen?“

„Durchaus!“

Caravaggio räkelte sich. Ihm war wohler, jetzt. Gewohnt, in Gesichtern zu lesen, studierte er beiläufig Emilios Züge: Eine gewisse Ermüdung lag in ihnen: die der ausgelassenen Wünsche, die nur noch schlafen will. Ihr Credo war verschwiegen, einzig zu ahnen: Der Mensch lernt nur durch Schmerz. So oder ähnlich die zu Würde vergraute Bilanz seiner Tage.

Stumm heute der Schreigesang der Narben, mit trotzig verkniffenen Augen aus einer zugeschnürten Kehle gewürgt: heisere Duren, ausweglos fallend und in dem wunden Moll endend, mit dem sie begonnen hatten. Nicht zu leugnen, er war Spanier.

Ein Heuwagen rollte auf die Piazza und holperte mit dumpfen Schlägen über den Stein. Der Maler sah zu, wie er den Schatten des *palazzo* entlangfuhr und die der Räder gefressen wurden. Er nahm einen Brocken Käse, kaute ihn genußvoll und staunte über sich selbst: Wie beglückend selbst die kleinen Dinge sind, wenn das Herz des Menschen ruhig ist. Eine Olive dazu, einen Schluck Wein ... die Entspannung wich einer behaglichen Müdigkeit, er war versucht, die Beine auf die Bank zu legen und sich wohl sein zu lassen.

„Schmeckt er Euch – unser Falerner?“ fragte Emilio.

Caravaggio nickte.

„Mir schmeckt er am besten zu Fisch. Für den Sommer nehmen wir die Trauben von alten Stöcken. Sie erhalten den Charakter; die jungen machen das Gegen...“

„Entschuldigt, wenn ich Euch unterbreche, eben fällt mir ein, daß ich Euch fragen wollte: Don Gaspar – wie starb er?“

Emilio runzelte die Stirn. „Genaugenommen wissen wir das nicht.“

„Don Carafa sagte mir, sein Schiff sei überfallen worden.“

„Möglicherweise. Die Fischer haben tagelang gesucht und nur das Boot gefunden.“

„War es unterwegs nach Spanien, oder zurück?“

„Nein, es war kein Handelsschiff. Der *Conte* war mit einem Fischerboot draußen, um ein wenig an der Küste hinzufahren. Er tat das gern, hin und wieder, wenn er allein sein wollte.“

„Oh, das habe ich völlig falsch verstanden. Ich dachte, es wäre ihm in Geschäften zugestoßen ...“

„Die Besatzung des Torre, unten am Meer, hat jedenfalls kein Piratenschiff gesichtet, an jenem Tag. Auch der Turm von San Marco nicht und die benachbarten Küstentürme. Keine Brigantine, auch keine Feluke, die die Korsaren gerne auf Kundschaft voraussegeln lassen. Allerdings war es ein trüber Tag, die Sicht schlecht. Es könnte schon sein, daß er ... – Die Freibeuter aus dem Maghreb sind ein ernstes Problem für uns“, warf er ein. „Ist es, daß sie der Oberhoheit der Hohen Pforte entglitten sind, oder Taktik des Großtürken:<sup>34</sup> Wer kann das schon sagen. Agropoli, da drüben“ – er zeigte nach Süden – „unsere Nachbarstadt: Sie liegt direkt am Meer. Mehrmals haben die Muselmanen sie schon überfallen, das Kastell gestürmt, die Stadt geplündert und Bewohner verklavt. Wir sind froh, drei Meilen landeinwärts zu liegen. Hieher kommen sie nicht.“

„Es könnte schon sein, daß er ...“ rief ihm der Maler die eigene Einrede zurück.

„Ach, was haben wir nicht alles versucht, um zu erfahren, ob er in die Berberei verschleppt wurde. Die *Contessa* quälte die Vorstellung, daß er als Christensklave in den Bankringen einer Galeere darbt, wo ein grausamer Rudervogt ihn peitscht und antreibt ...“

„War er kräftig von Statur?“ wollte Caravaggio wissen.

„Eher nicht. Jedenfalls zu alt zum Rudern. Wäre er in der Hand der Korsaren: Man hätte ihm angeboten, sich freizukaufen. Man darf nur kein guter Handwerker sein, denn die geben sie nicht her. Don Gaspar hätten sie allemal verkauft“, lächelte er gequält, eingedenk der wohl mangelnden Geschicklichkeit seines Herrn. „Um sicher zu sein, haben wir uns an die Väter der allerheiligsten Dreifaltigkeit gewandt, die von Zeit zu Zeit nach Algier reisen, um Gefangene auszulösen. Doch der Pater Redemptor hat auf dem Sklavenmarkt vergeblich gesucht. Der Dey<sup>35</sup> von Tripolis versprach gegen gutes Geld, in Tunis und Algier nachforschen zu lassen. Aber es ist nichts dabei herausgekommen.“

„Das haben wir von Lepanto“,<sup>36</sup> sagte Caravaggio. „Jetzt fallen sie uns in den Rücken.“

„Ach, das geht schon 100 Jahre so. Es sind die Folgen von Granada.<sup>37</sup> – So oder so, die *Contessa* hat es dann noch in Malta

---

<sup>34</sup> der osmanische Sultan

<sup>35</sup> Dey: die Herrscher über die Korsarenstädte (üblicherweise die Anführer der Janitscharen, der osmanischen Elitetruppen)

<sup>36</sup> Ende der osmanischen Seemacht 1571

versucht, wo auch viele Gefangene gehandelt werden. Sie schickte seinen Bruder, Alonso y Sterlich, den er am liebsten hatte, um dort nach ihm zu fahnden ... Alles umsonst. Letzten Endes ist sie nach Loreto gepilgert und hat das Heilige Haus<sup>38</sup> einen Tag lang auf den Knien umrundet.“

„Sie weiß im Grunde also nicht, ob sie wirklich Witwe ist?“

„Der *Conte* wird seit einem Jahr vermißt. Noch hofft sie.“

Caravaggio verzog skeptisch den Mund.

„Vielleicht hat er sich im Dunst verirrt. Vielleicht ist Nebel aufgekommen.“

Emilio winkte ab. „Ausgeschlossen. Der Mann war lange Kauffahrer, verschifft Seide aus Kalabrien, fuhr viele Jahre zur See. Er kannte das Meer.“

„Und daß er sich ... davongemacht hat?“

„Warum sollte er? Wohlhabend, angesehen, Ziehsohn des Vizekönigs ... Er hatte Frau und Kinder. Es fehlte ihm an nichts. Neider und Feinde? Ja, aber nicht mächtig genug, ihn zu vertreiben. Wir hier im Dorf, wir vermissen ihn sehr. Mir fehlt er besonders, denn ich war sein Vertrauter. Ich danke ihm viel! Seid versichert: Don Gaspar war einer, der es verdient hat, Edelmann genannt zu werden!“

Caravaggio schüttelte den Kopf. „Das habe ich nicht gemeint!“

Emilio runzelte die Stirn. „Ihr glaubt, daß er sich das Leben genommen hat? – Auch daran haben wir gedacht. Es ist ebenso unvorstellbar.“

„Wer kann schon in einen Menschen hineinschauen?!“

„Jedenfalls eine mysteriöse Sache“, sagte Emilio. Caravaggio hatte das Gefühl, daß der *fattore* nicht weiter deuteln wollte, und ließ es dabei bewenden. Er schien auf alle Fälle mehr zu wissen, als er preisgab.

Der Maler wandte sich wieder der Piazza zu. Einige Türen waren aufgegangen, Frauen vom Harken in den Weinrieden zurückgekehrt und mit bauchigen Tonkrügen auf den Platz gekommen, um Wasser zu holen. Ihre nackten Kinder liefen lärmend um den Brunnen; eines, das Kleinste, stürzte und schrie wie am Spieß; es störte ihn nicht, er

---

<sup>37</sup> Reconquista 1492 / Maurenvertreibung aus Granada

<sup>38</sup> Haus der Verkündigung Mariens; der Legende nach von Engeln nach Loreto getragen

hatte sie erst jetzt bemerkt. Merkwürdig, dachte er, der Kindergeschrei nicht leiden konnte.

Er nahm Geruch von Heu und Weizen aus den Speichern wahr und sog ihn begierig ein.

## V

Elisabetta beugte sich aus dem Fenster.

„Signore *fattore*, Signore Merisi, ich soll Euch zum Essen rufen.“

„Wir kommen!“

Caravaggio richtete seinen Leibrock und fuhr sich hastig durchs Haar. Es war ihm recht, in Emilios Begleitung bei der Herrschaft zu erscheinen, als später allein und verloren nach den Gepflogenheiten des Hauses forschen zu müssen.

Sie gingen denselben Weg zurück, den sie gekommen waren, und stiegen die flache Freitreppe hinauf, die sich durch ihr Gewicht gesetzt und an allen Stufen Risse längs der Spiegelkanten hatte. Daraus wuchsen dicht an dicht Gräser und wilde Kräuter: weißlila blühender Meersenf, gelbe Rauken und der Feldthymian mit seinen purpurroten Kronen.

Caravaggio empfand die laue Verträglichkeit des Abends. Leidlich jetzt die Sonne. Es lag ein besonderer Geruch in der Luft, und er fragte sich, ob er wohl von diesen kleinen Blüten herrühren würde.

Die hohen Türen zur *sala terrena* standen weit offen und empfingen diesen Duft, der sich mit dem des Hauses zu seiner heimlichen Signatur vermengte. Caravaggio war unwillkürlich an Rom und die Häuser voll Blütenduft erinnert, der die Pest abwehren sollte.

Emilio führte ihn – vorbei am Hausbrunnen – die Stiege hinauf in das *piano nobile*, wo sie die *Contessa* erwartete. Donna Giovanna lächelte ihm entgegen.

„Einen guten Abend, Meister!“

Caravaggio verneigte sich höflich und erwiderte den Gruß.

„Zum Glück ist es kühler geworden. – August, noch dazu Scirocco. Diese Hitze macht selbst mir zu schaffen, die ich daran gewöhnt sein sollte.“ Sie fächelte nervös mit den Fingern.

„Zum Glück!“ bestätigte Caravaggio. „In Rom ist die Hitze erträglicher. Wir haben immer ein Lüftchen von Ostia herüber.“

„Im Grunde ist's mir recht, wenn es warm ist. Lieber so“, antwortete die *Contessa*. „Wie kalt es doch war, vergangenen Sommer, - in Rom etwa nicht?“

„Ich mag's auch nicht, wenn's kalt ist“, sekundierte Emilio seiner Herrin. Und erwähnte die eisigen Winter früherer Jahre; damals wäre oben im Cilento so viel Schnee gefallen, daß die Schafe kein Gras mehr gefunden hätten. „Viele sind verhungert“, sagte er. „Den Menschen erging es nicht besser!“

„Ihr wart bei Rosa?“

„Die schattige Rast hat uns gut getan“, befand der *fattore*, „nicht wahr?“ Caravaggio bejahte.

„Es gibt nicht viel zu sehen bei uns, leider ...“

„Doch *Contessa*, doch! Die Madonna etwa an der Klosterpforte. Ich gestehe, daß ich noch keine solche gesehen habe, obwohl ich – glaubt mir – viele Madonnenbildnisse kenne. Wie kommt es, daß sie einen Granatapfel in der Hand hält?“

Donna Giovanna sah fragend zu Emilio, schickte sich an, rücklings vorzugehen.

„Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich es nicht genau weiß. Mein Mann wüßte es wohl, allein, wir können ihn nicht fragen. Es hat wohl mit Fruchtbarkeit zu tun, wegen der vielen Kerne ... Emilio, wißt Ihr es?“

„Nein, *Contessa*, ich auch nicht“, gab er zurück. „Ich fürchte, es gibt niemanden, der das mit Bestimmtheit sagen kann. Allerdings – drüben am Sele war in alter Zeit ein Heiligtum. Jason soll es zu Ehren der Hera errichtet haben. Mag sein, daß es daher rührt. Man müßte die Fährleute fragen, die kennen die Überlieferung.“

„Ich glaube nicht, daß die Argonauten jemals hier vorbeikamen“, versetzte Caravaggio. „Sie fuhren ins Schwarze Meer“.

„Eben!“ antwortete die *Contessa*. „Eher hängt es mit Persephone zusammen: mit den Granatapfel-Kernen, die Hades ihr zu essen gab.“<sup>39</sup>

„Wenn Ihr ein paar Tage früher gekommen wärt, Meister, hättet Ihr an unserer Wallfahrt teilnehmen können“, sagte Emilio, „denn

---

<sup>39</sup> Hades hatte Persephone absichtlich einen Granatapfel zu essen gegeben. Da Persephone in der Unterwelt Nahrung zu sich genommen hatte, war sie gezwungen, ein Drittel des Jahres in der Unterwelt zu bleiben und konnte nur zwei Drittel des Jahres auf der Erde bei ihrer Mutter Demeter verbringen.

jedes Jahr am 15. August pilgern wir hinauf zum Kloster der Madonna, oben Monte Calpazio – ich habe es Euch gezeigt, erinnert Ihr Euch?“

Caravaggio nickte.

„Unsere Frauen tragen dabei *cénte* auf den Köpfen: kleine Barken mit Kerzen, Blumen und Früchten. Sie tun es schon immer, ohne zu wissen, was die Boote bedeuten, denn auch das ist unklar.“

„Die Barken“, entgegnete Donna Giovanna, „stehen für die Schiffe der seefahrenden Männer, da bin ich sicher! Sie beschwören ihren Schutz. Wie auch immer: Ich habe nie die *cénta* getragen. Ich hätte guten Grund dazu gehabt!“

Caravaggio verstand die Anspielung und gab sich Mühe, sie zu ignorieren. Donna Giovanna führte ins Speisezimmer, wo der Tisch bereits gedeckt war.

„Bestimmt seid Ihr schon müde, Meister. Ihr werdet gut schlafen, heute Nacht, nach diesem beschwerlichen Tag! Denkt daran: Der Traum, den man träumt, erstmals an einem neuen Ort schlafend, geht in Erfüllung! Ihr müßt ihn Euch merken.“

„Ich werde daran denken!“ versicherte Caravaggio. „Es ist so ruhig hier. Da schläft man gewiß gut. In Rom ist die Nacht laut wie der Tag.“

„Kann man sich daran gewöhnen?“ fragte sie, und, ohne die Antwort abzuwarten: „Wir haben Pfauen, die schreien auch in der Nacht. Ich hoffe, es stört Euch nicht. Und wenn Ihr Stechmücken vorfindet, solltet Ihr sie erschlagen.“

„Mir entkommt keine!“ sagte Caravaggio. Und weil er fand, daß ein wenig Heiterkeit nicht schaden würde, erzählte er:

„Ich habe da meine eigene Methode: Ich werfe mit dem Zundersack nach ihnen, - schieße sie sozusagen ab ... und besitze mittlerweile eine solche Meisterschaft darin, daß ich den Beutel immer wieder fangen kann, ohne mich jemals bücken zu müssen ...“

Die *Contessa* lachte. „Im Ernst“, fügte er hinzu: „Ich kenne das vom Tiber, und dem sumpfigen Umland meiner lombardischen Heimat. Es ist eine Plage, fürwahr!“

Donna Giovanna wies Caravaggio den Stuhl links neben sich, und sie nahmen Platz.

„Wo ist Andrea?“

„Er wird gleich kommen, er verspätet sich immer. Giorgio ist bei ihm. Wir werden nicht auf sie warten! – Seid Ihr zufrieden mit Eurer Unterbringung?“

„Auf das Höchste, *Contessa*! Es mangelt an nichts!“

„Nun, wenn immer etwas fehlt, sagt es nur Elisabetta. Sie steht Euch zu Gebote und wird für alles sorgen, was Ihr braucht.“

Das Gespräch kehrte nochmals zur Granatapfel-Madonna zurück, und Emilio erwähnte den merkwürdigen Eindruck, den das Nebeneinander von Heiligtum und Zerstörungswerk, oben am Monte Calpazio, noch heute auf ihn mache.

„... Skelette der Zeit – sie faszinieren auch mich, immer wieder“, philosophierte Caravaggio. „Längst vergangen, liegen sie uns doch voraus, indem sie uns vorwegnehmen ... Etwas schaurig-Schönes schwingt in ihnen ... bildhaftes Geraune für den Maler ... das Flüstern im Gemälde ... In Rom gibt es genug davon ... da haben wir uns gern umgesehen, unten etwa, in der Domus Aurea des Nero, wie es schon die Alten machten ... sagt, Signore *fattore*, warum hat der Kaiser das *castello* zerstört?“

„Die Barone der Umgebung hatten sich erhoben. In Tuskanien weilend war der Kaiser eigens hieher gezogen, um ihren von der Kirche organisierten Widerstand zu brechen. Drei Monate lang hatte der Staufer vergeblich versucht, das Kastell zu erobern, in dem die rund 150 Verschwörer verschanzt waren. Schließlich griff er zu einer List und schickte eine Frau, die vorgab, ihr Huhn sei ihr entlaufen; es wäre unter den Toren des *castello* hindurchgeschlüpft. Man ließ sie ein, damit sie es suchen konnte. Nachts öffnete sie die Zisterne und ließ das Wasser aus. Die Barone wurden ausgedürstet und grausam getötet: die Hände abgehackt, die Augen ausgestochen ...“

„Wie es so schön heißt: Wenn der Teufel nicht mehr weiter weiß, schickt er eine Frau!“ sagte Caravaggio.

„Es gibt aber auch eine andere Fassung“, wandte Donna Giovanna ein: „Katapulte hätten die Wasserversorgung zerstört.“

„Verzeiht mir meinen Vorwitz, *Contessa*! Es war nicht so gemeint ...“

Elisabetta servierte die Vorspeisen, und Donna Giovanna forderte auf, gleich zu beginnen. Caravaggio wählte die mit Auberginen gefüllten Paprikaschoten. Von den anderen Vorspeisen probierte er

nur die eingelegten Pilze und die Artischocken, die sein liebstes Gemüse waren.

„In jungen Jahren, als ich als armer Maler nach Rom gekommen bin“, erzählte er, „habe ich bei Pandolfo Pucci di Recananti gewohnt, einem Geistlichen. Er hat mich ausschließlich mit Gemüse gepflegt. Morgens, mittags, abends – immer nur Grünzeug zum Essen. Lauter Vorspeisen. ‚Monsignore Insalata‘ ...: Es war zum Verzweifeln!“

„Er wird wohl gemeint haben, Ihr wärt eine Kuh“, witzelte Emilio.

„Monsignore Insalata!“ Donna Giovanna schmunzelte. „Meister, ich kann Euch beruhigen, es gibt noch etwas anderes! Allerdings – wir waren im Zweifel, ob Ihr an einem so heißen Tag überhaupt ein warmes Hauptgericht möchtet. Deshalb haben wir die Ente geteilt und auf zweierlei Art zubereitet: einmal mit Myrte, in Scheiben geschnitten und kalt; und einmal mit Orangen, - so, wie Messisbugo<sup>40</sup> ein Huhn mit Orangen machen würde, nur daß es eine Ente ist. – Übrigens hat sie Giorgio erlegt, drüben am *Capo d’Acqua*.“

Emilio lachte hellauf. „Erlegt? – *Contessa*, er hat sie mit bloßen Händen gefangen! Die Enten am *Capo d’Acqua* braucht man nicht jagen! – Sie sind gewöhnt an uns Menschen“, sagte er zu Caravaggio. „Elisabetta fressen sie aus der Hand!“

Sie entschieden sich gemeinsam für die kalte Ente, und daß die andere Hälfte im Topf bleiben solle, für Andrea und Giorgio.

Donna Giovanna und Emilio sprachen in der Folge über Belange, die ihm fremd waren: Daß im benachbarten Agropoli der Bau des Turmes von San Francesco noch immer nicht beendet sei, und weitere Steuern abverlangt würden; daß die Caracciolo planten, das *feudo* zu verkaufen. Schließlich war die Rede davon, daß der König seinen Hof von Valladolid nach Madrid verlegt habe ...

Währenddessen studierte er den in zartem Gelbrot getünchten Raum: Ab Hüfthöhe war er in Felder gegliedert, von weiß aufgemalten Pfeilern und Gebälk gerahmt. Über der Tür und dem Kamin verdichteten sie sich zu einem Ornament, - Halbkreise, konkav und konvex aus- und einschwingend.

Darüber ein Stuckprofil. Dessen Dreiteilung lief als zartes graugoldocker-hellgrünes Lineament um den ganzen Raum. Zur Decke

---

<sup>40</sup> berühmter Koch

hin, auf weißem Grund, ein Fries aus abwechselnd kurzen und langgestreckten Rechtecken: aufgemaltes Marmorimitat, von der gleichen Lineatur gerandet.

Alles schlicht, ganz einfach, ohne jedes Gepränge, dennoch geschmackvoll.

Elisabetta räumte die Vorspeisen ab, brachte neues Geschirr und den ersten Gang: „Ein Nudelgericht nach dem Rezept meiner Schwester Luisa“, sagte die *Contessa* und erklärte ihm, was in der Schüssel war: „Knoblauch, Kapern und einige geschnittene Oliven, angeröstet und mit Zitronensaft gelöscht; die Nudeln darin geschwenkt; Salz, Pfeffer und Basilikum. „Ich hoffe, es schmeckt Euch so wie mir, denn ich mag Zitronen. Ein Gericht der Amalfiküste, wenn stimmt, was Luisa sagt ...“

Caravaggio sah neugierig in den Topf. Es schmeckte so vorzüglich, daß er sich einen Nachschlag gönnte.

„Wie kommt es, daß Ihr hier lebt, *Contessa*, und nicht in Eurem Stadtpalast in Neapel?“

„Es ist wegen der Pestgefahr und den vielen anderen Krankheiten, die man sich trotz aller Vorsicht holen kann; dem Schmutz und dem Lärm. Wegen der zahllosen Straßenmädchen, die die *Via Toledo* in Beschlag genommen haben und ...“ – sie zögerte – „... ich gestehe: auch wegen der hohen Kosten, die das Leben in Neapel verursacht. Vor allem der gesellschaftliche Aufwand, dem man nicht entkommt. Standesgemäße Protzerei ist die Bedingung für Anerkennung und Respekt. Der Pomp treibt einen in die Schulden. Viele *baroni* sind in den letzten Jahren auf ihre *fondi* übersiedelt, um dem teuren Leben in Neapel auszuweichen. Auch die Carraciolo – oben im Cilento – haben sich auf ihre Güter zurückgezogen und ihren Stadtpalast vermietet. Selbst der hoch angesehene Don Luigi Carafa, Fürst von Stigliano, Euer Fürsprecher beim Vizekönig, lebt schon jahrelang auf seinen *stati*.<sup>41</sup> Wir hätten gar nicht so lange warten sollen ...“

„Das kann ich verstehen“, antwortete Caravaggio. „Auch die Meinen mußten vor der Pest aus Mailand fliehen, als ich noch klein war. Mich hatte man vorsorglich schon früher aufs Land gebracht. Zu

---

<sup>41</sup> Ländereien

meinem Großvater. Als sie nachkamen, war mein Vater schon krank. Er und Großvater starben nacheinander, am selben Tag, *Contessa!* Sie hatten nicht einmal Zeit, ihr Testament zu machen.“

„Furchtbar, so plötzlich aus dem Leben gerissen zu werden! – Da fällt mir ein: Ich muß mich für den halbfertigen Zustand entschuldigen, in dem sich noch alles befindet, aber wir sind erst vor zwei Jahren umgezogen! Dann ist noch dazu mein Mann ...“

„Keine Ursache, *Contessa!* Ich weiß, Signore Emilio hat es mir erzählt“, unterbrach sie der Maler. „Macht Euch keine Gedanken!“

„Die Skulpturen von Pietro Bernini, in unserem Stadtpalast, die lasse ich mir aber demnächst kommen!“ beteuerte die *Contessa*, von den Umständen sichtlich gedemütigt.

Emilio griff nach dem Krug und schenkte *Vino Aglianico* ein, denn das Hauptgericht stand bevor. Indes klopfte jemand am Tor. Es war wieder Enzo, der Knecht, der gekommen war, um seine Herrin um ihre Zustimmung zu seiner Heirat zu bitten. Donna Giovanna entschuldigte sich für die Störung: „Ich muß ihn empfangen, er war schon einmal da. Elisabetta, führ ihn herein!“

Enzo, zerknittert wie seine Kniebundhose, trat in den Raum. Als er sah, daß sie beim Essen waren, erschrak er. „Verzeihung“, stammelte er, setzte seine Kappe auf und drehte auf der Stelle um: Er würde anderntags kommen.

„Halt!“ rief die *Contessa*. „Enzo, dauert es lange, was Ihr mir zu sagen habt?“

Enzo zog erneut seine Kappe. „Ich schäme mich, *Contessa*. Ich möchte nicht beim Essen stören!“

Donna Giovanna rief ihn herbei. „So sagt, was Ihr wollt. Das Hauptgericht ist noch nicht serviert.“

Es war ihm offenbar peinlich, vor den übrigen Anwesenden darüber zu reden: „*Contessa*, Ihr wißt, ich möchte Elena heiraten. Ich bitte Euch, dem zuzustimmen ...“

„Wenn das alles ist?!“ Donna Giovanna wartete kurz, ehe sie auf den Busch klopfte: „Habt Ihr auch alles beisammen, um die Feier auszurichten, oder müßt Ihr Euch verschulden?“

„... und mir ein Darlehen gewähren. Ihr wißt schon, eine Hochzeit ...“

„Das will ich gerne tun. Wie wollt Ihr es zurückerstatten?“

„Ich könnte für Euch Brennholz machen. Alle alten Weinstauden ausgraben, die schon mehr Schnecken als Beeren tragen ...“

„Nun, das müßt Ihr ohnehin tun, wenn der *fattore* es verlangt ...“

„... oder oben in der *macchia* einen neuen Weinberg anlegen. Ich würde roden, Steine klauben, den Hang damit befestigen ... und Euch die Erträge zuwirtschaften, bis ich schuldenfrei bin ... wenn Ihr mir den Gespannpflug und die Ochsen leiht.“

„Ihr wollt meinen Segen, mein Geld und meine Ochsen wollt Ihr auch. Wäre es nicht besser, Ihr würdet anstatt Elena gleich mich zur Frau nehmen?“

Enzo schaute verdutzt in die Runde. Als er merkte, daß alle lachten, krümmte er sich betreten und verzog gequält den Mund.

„Enzo kümmert sich den Wein und die Ölbäume“, erläuterte Emilio dem Maler, „der handfertigste meiner Leute! Er ist es, von dem ich Euch sprach, der Enkel von Rosa.“

Das Lob machte Enzo verlegener, als er schon war. Hilflos drückte und knetete er seine Kappe.

„Spaß beiseite, Enzo, dies scheint mir ein langfristiges Vorhaben“, sagte die *Contessa*. „Spekuliert nicht auf einen Schuldenerlaß in meinem Testament. Ich möchte Erträge sehen!“

Enzos Miene hellte sich auf. „Habt Dank, *Contessa*, innigen Dank!“

„Gut“, sagte sie, „dann geht zu Padre Onofrio und erbittet den Segen der Kirche. Den meinen habt Ihr!“

Der Knecht trat auf die *Contessa* zu, ergriff ihre Hand, küßte sie und verließ schleunig den Raum.

Nun konnte Elisabetta endlich das Hauptgericht auftragen.

„Entschuldigt bitte! – Werden wir Euch morgen schon im Malerkittel sehen, Meister?“ wandte sich Donna Giovanna wieder an ihren Gast. „Gleichwohl, Ihr solltet den Tag damit zubringen, ein wenig auszuruhen, die Umgebung erkunden ...“

„Oh, ich werde erst mal meine Kisten auspacken.“

„Andrea und Giorgio – seht, da sind sie endlich! – können den Pferdewagen einspannen, wenn Euch beliebt, auszufahren!“

Andrea war ins Speisezimmer getreten und begrüßte den Maler mit erhobener Hand. Caravaggio wollte aufstehen, um dem jungen

*conte erede*<sup>42</sup> respektvoll zu begegnen, doch Donna Giovanna zog ihn auf seinen Stuhl zurück. „Behaltet Platz, Meister!“

„Guten Abend, Signore Merisi! Wie ich eben höre, schlägt meine Mutter eine Ausfahrt vor. Doch sollte sie bedenken, daß Ihr vielleicht noch Eure Knochen spürt ... von unserer langen Fahrt heute!“

„Nun, so schlimm wird es schon nicht sein. Eigentlich sollte ich ja in San Leonardino von Bord gehen. Der Hafen von Ortodonico sei der einzig sichere, hieß es. Das wäre noch weiter gewesen.“

„Besser Ihr reitet“, sagte Emilio. „Die Straßen sind bloß breite Ziegenpfade.“

„Er hat recht“, sagte die *Contessa*. „Besser Ihr reitet. Der Wagen empfiehlt sich nur, wenn man Gepäck hat, oder mehrere reisen.“

Auch Giorgio war inzwischen gekommen. Ohne Umschweife steuerte er auf den Maler zu.

„Darf ich mich zu Euch setzen?“

„Giorgio, großer Jäger“, lächelte Caravaggio, und rückte einen Stuhl zurecht.

„Orion des Cilento!“ alberte er, verbeugte sich artig und schwang seinen Arm mit großer Geste zur Seite. Donna Giovanna gab ihm scherzhaft einen Klaps. „Gaukler!“

Sie setzen sich, einander gegenüber.

„Die kalte Ente essen wir; ihr bekommt die warme Hälfte. Kommt nächstes Mal zur rechten Zeit, dann könnt ihr mitreden ...“

„Emilio, wart Ihr mit ihm schon bei den Stieren?“ fragte Andrea.

„Nein, nur auf der Piazza draußen“.

„Welche Stiere?“ wollte Caravaggio wissen.

„Dann gehen wir morgen zu den Stieren!“

Die beiden begannen, die Vorspeisen nachzuholen. Zugleich war auch die *anatra al mirto* auf den Tisch gekommen und mit Beifall akklamiert worden. Unter der Tür stehend, erheischte Elisabetta ein zufriedenes Nicken ihrer Herrin.

Da Andrea den Mund schon voll hatte, antwortete Emilio auf die offene Frage:

„Der Vizekönig trägt sich mit der Absicht, das Brauchtum des spanischen Adels auch hier zu pflegen. Er erwägt, die *caccia dei tori* einzuführen ... vor dem neuen *palazzo* in Neapel ... wie auf der Plaza

---

<sup>42</sup> Erbgraf

Mayor in Madrid. Und wir – wir züchten hier die Stiere für sein Vorhaben. Es sind unsere Stiere!“ sagte er mit hörbar stolzem Unterton.

„Eure Stiere!“ verbesserte ihn Andrea, schlingend wie ein Wolf. „Es sind ‚Eure‘ Stiere!“

„Naja“, antwortete Emilio, ums Lob verlegen, „wir tun unser Bestes ... für schöne edle Tiere. Sie sind schon eine Freude!“

„Die *caccia dei tori* – das überrascht mich nicht“, bemerkte Caravaggio. „Man kennt sie auch in Rom. Schon lange.“

„... bis der Papst sie untersagt hat, ich weiß!“ erwiderte Emilio. „Doch in Spanien hatte das Verbot keinen Bestand. Es ließ sich nicht durchsetzen. Clemens VIII. hat es de facto wieder aufgehoben.“

„Rodrigo de Lançol y Borgia war es, der den Stierkampf in Rom eingeführt hat, seinerzeit, noch als Kardinal. Die Zeit des ungenierten Spaniers auf dem Stuhl Petri ist den Römern lebhaft in Erinnerung, - vor allem sein Sohn Cesare!“

„Er hatte den Stier auch im Wappen. – Freilich, der mächtigste Stier, den er jemals besiegt hat, war Savonarola!“

„Und welcherart Stierkampf plant man in Neapel?“

„Den Lanzenkampf zu Pferd, in alter Tradition.“

Caravaggio verzog das Gesicht. „Ich liebe den Wettkampf. Auch ich suche die Herausforderung. Schätze Mut und respektiere das Recht des Stärkeren. Doch – hat jemals ein unbesiegter Stier die Arena lebend verlassen?“

Emilio sah ihn irritiert an. Offenbar wußte er mit der Frage nichts anzufangen. „Es ist die Inszenierung einer Jagd, Meister, ein adeliges Reiterspiel ...“

Caravaggio fiel ihm erregt ins Wort: „... gefährlich für das Pferd, nicht für den Reiter! Ein blutiges Spektakel, nicht mehr. Grausames Aristokraten-Vergnügen! Wo bleibt da der Kampf? – Ist Euch nicht leid um ‚Eure Stiere‘?“

Emilio zuckte mit den Achseln. „Ja und Nein, - es ist nicht zum Vergnügen.“ Seine Stirn zog sich in Falten. Er griff sich an die Schläfe, als hätte er einen Schwindel im Kopf, schien angespannt. „Es ist allemal Kampf! Das Pferd muß dabei seine Dressur zur Schau stellen, und der Reiter seine Reitkunst.“

„Entschuldigt“, sagte Caravaggio, „ich versteh nichts davon. Mir erscheint die rohe Gewalt eines Cesare Borgia halt mannhafter, der

dem Stier mit seinem Schwert zu Fuß entgegentritt und ihm den Kopf vom Rumpf trennt, wie damals auf dem Petersplatz ...“

Der Verwalter wog bedächtig sein Haupt. „In gewissem Sinne habt Ihr ja recht. Gonzalo Argote de Molina, einer unserer Dichter, hat unlängst Regeln definiert, die ...“

„Dann kämpft auf Augenhöhe mit dem Stier!“ unterbrach ihn Caravaggio erneut. „Waffengleichheit! Denkt nur, in Rom, auf der Piazza Farnese, kämpfte man schon vor geraumer Zeit in der Art des Papstsohns: mit dem Schwert zu ebener Erde!“

„Wer weiß, ob das stimmt.“

„Der Kupferstich eines Niederländers zeigt es. Ich kenne ihn, er ist von Philip Galle.“

„*Allora*, verehrter Meister, wenn Ihr den Stier als Opfer sehen wollt: Dann soll es so sein. Ich kann im Stierkampf nichts Verwerfliches erkennen. König Krösus hat dem Apoll in Delphi 3000 Stiere geopfert. Oder erinnert Euch, was uns von den Römern überkommen ist: Gerade wegen der großen Verehrung, die der Stier genoß, wurde er dem Mithras dargebracht!“

Der König ist kein Gott! wollte Caravaggio protestieren. Doch er verbat es sich. Höchste Zeit, das Thema zu wechseln. Er war aufgebracht. Es drohte zu entzweien. Nur keinen Streit!

Donna Giovanna fühlte offenbar den Mißton, der sich eingeschlichen hatte, denn sie suchte zu vermitteln:

„Ich habe auch gewisse Bedenken“, räumte sie ein. „Ich kenne die Neapolitaner! Sie mit Stierkämpfen zu unterhalten ist riskant: Diese Kämpfe werden entarten. Die Neapolitaner sind erfinderisch: Der Tag wird kommen, wo sie das Regelwerk mißachten und ihre eigene rohe Spielart ausüben werden. Sie sind grausam gegen die Kreatur. Man denke nur an die Kämpfe der Hunde mit den Katzen. Die berüchtigten Hahnenkämpfe. Oder an die Straßenkämpfe der Steinwerfer: Wie viele sind da schon zu Tode gekommen?! Gute Gründe, meine ich, den Stierkampf in den Hände des Adels zu belassen.“

Caravaggio ging nicht mehr darauf ein.

„Ihr seid also Spanier, *fattore*“, sagte er. „Aus welchem Teil des Landes kommt Ihr?“

„Aus Kastilien, aus Toledo.“

„Toledo – da muß ich Euch nach ‚dem Griechen‘ fragen. Kennt Ihr ihn?“

„Ihr meint El Greco, den Maler? – Vom Hörensagen“, erwiderte Emilio. „Ich habe keines seiner Werke je gesehen.“

„Soviel ich weiß, lebt er noch. Er hat lange Zeit in Venedig gearbeitet. Ich war eben geboren, als er die Lagune verließ.“

„Gefällt Euch seine *maniera*?“ interessierte sich die *Contessa*.

„Durchaus“, antwortete Caravaggio. „Er veruntreut die Form, gewissermaßen. Längt sie und legt das Licht gern auf Ränder, Säume und Kanten ... weiß nicht, ob er das noch heute macht ... Andererseits: Seine Farben sind mir zu tonig, zu erdig, irgendwie ... wenn er Gras malt, ist es grau wie Heu ...: In der Tat, er hat Venedig verlassen!“

„Ich für mein Teil liebe die Gemälde von Meister Botticelli!“ schwärmte die *Contessa*.

„Botticellis Frauengesichter sehen alle aus, als hätten sie gerade geweint“, kritisierte Caravaggio. Niemand wagte zu widersprechen.

„Und Leonardos weiche Konturen – was haltet Ihr davon, Meister?“ wollte sie wissen.

Sie will mir ihre Bildung demonstrieren, dachte Caravaggio und wunderte sich, daß man nicht über sein eigenes Werk reden wollte. Wahrscheinlich kennt man keins, in dieser Abgeschlossenheit, währte er und antwortete höflich:

„Ihr sollt nicht denken, *Contessa*, ich lasse nichts und niemand außer mich gelten, aber unscharfe Ränder – das gibt es nicht auf kurze Distanz! Eine Spielerei, unnatürlich, ein lieblicher Effekt. Nichts für mich. Ich sehe gut!“

Und weil er selbst merkte, daß dies Urteil und nicht Meinung war, fügte er fachmännisch hinzu: „Abnehmende Detailschärfe bei zunehmender Entfernung hingegen wäre glaubhaft: wolkig und weich wie der Frühlingsgrünsschimmer kurz vor dem Blattaustrieb. Aber Leonardo vertreibt seine Pinselspuren, um feste Konturen zu vermeiden!“

Andrea und Giorgio, noch auf ihre Hälfte der Ente wartend, unterhielten sich längst über etwas anderes, - etwas, das sie wohl mächtig amüsierte, denn sie lachten laut und schlugen in die Hand ein.

„Gilt!“

„Worauf habt ihr gewettet?“ fragte die *Contessa*.

„Auf Elisabetta – daß sie die Ente samt dem Kopf gebraten hat, weil sie's nicht übers Herz bringt, ihr den Hals abzuschneiden“, grinste Giorgio.

„Unsinn! Laßt das“, sagte die *Contessa*. „Ihr benehmt Euch wie kleine Kinder!“

Giorgio wußte nur zu gut, daß Elisabetta die Enten am *Capo d'Acqua* lieb und immer Brot für sie hatte, wenn sie dort Wäsche wusch. „Soll sie dich bemuttern, - Giorgio wird dich futtern!“ plänkelte er boshaft.

„Giorgio!“ Donna Giovanna sah ihn strafend an.

Elisabetta hatte mitgehört. Mit ernster Miene brachte sie den abgeschnittenen Kopf. Andrea stürzte sich auf Giorgio. „Verloren, verloren ...! Sie hat sich wirklich getraut, ihn zu bringen!“

Die beiden rangelten verspielt miteinander über den Tisch hinweg, denn offenbar war es nur darum gegangen, Elisabetta zu genau dieser Reaktion zu verleiten.

Donna Giovanna schüttelte hilflos den Kopf. „Die zwei – tragen sich wie Kinder, wenn sie zusammen sind ... schrecklich ... dabei sind sie schon achtzehn.“

Emilio lächelte nachsichtig. „Laßt sie, *Contessa*“, sagte er. „Sind sie mal ausgelassen, was soll's!“

„Beide achtzehn?“ erkundigte sich Caravaggio. „Ein Zwilling?“

„Wer?“

„Die beiden.“

„Nein. Andrea und Martha sind ein Zwilling.“

Martha?“

„Andreas Schwester.“

Einen Moment lang herrschte Ratlosigkeit. Donna Giovanna sah die Frage in Caravaggios Gesicht. „Nun seid Ihr verwirrt, nicht wahr“, sagte sie. „Laßt mich erklären: Andrea und Giorgio sind Freunde. Sie stehen in einem Alter. Giorgio geht bei uns ein und aus. Seine Mutter ist heilkundig, unsere Hebamme, quasi auch Apotheke. Sie hat ein Häuschen am Rand des *latifondo*.“

„Er wird bald unser Flurschütz, und mein Nachfolger, früher oder später, wenn ich mal nicht mehr kann“, sagte Emilio.

„Andrea wird *togato*“,<sup>43</sup> warf Giorgio ein, um den Vorrang seines Freundes zu wahren.

„Ein aussichtsreicher Beruf!“ lobhudelte Caravaggio, der alle Rechtsgelehrten haßte. „Eine gute Wahl.“

„... oder Notar“, ergänzte die *Contessa*. „Noch aber ist er aber bloß Lateinschüler eines Jesuiten.“

„Jede Woche muß ich zu ihm nach Salerno, mich auf die Aufnahmsprüfung vorbereiten“, maulte Andrea. „Zwei Tage aufeinander! Wenigstens kann ich bei Tante Luisa übernachten.“ Es machte ihm offenbar keinen Spaß.

„Ah ... ich hätte euch für Brüder gehalten; ihr seht einander ähnlich ... Und Martha ...“

„... ist seine Schwester“, enthüllte ihm die *Contessa*, auf Andrea zeigend.

„Sie kommt noch ...?“

„Nein, sie wohnt bei den Karmelitinnen nebenan ...“

„... und stirbt dort den Klostertod“, warf Andrea ärgerlich ein.

„Schweig!“ herrschte ihn seine Mutter an. „Ich verbiete dir, so zu reden!“

Alle schwiegen. Andrea und Giorgio verzehrten ihre Ente. Andrea schob seinen Teller halbvoll weg. Also doch, dachte Caravaggio und blickte scheinbar auf Emilio, eingedenk der von ihm abgetanen Vermutung, die Klosterstiftung seines *padrone* diene der Versorgung weiblicher Angehöriger. Zu fragen, warum die Tochter bei den Nonnen lebe, verbot sich ohnehin, denn der Protest ihres Bruders legte den Verdacht nahe, daß dies nicht freiwillig war. Außerdem hielt das betretene Schweigen an.

Caravaggio betrachtete den jungen Adligen. Sein Aufbegehren hatte ihn überrascht, denn im Grunde schien er ihm ein tänzelnder Träumer, saumselig und wehrlos, mit den melancholischen Augen seiner Mutter. Seine schlanke Gestalt, das gleichmäßige Gesicht und seine introvertierte Miene muteten Caravaggio beinahe griechisch an: das ausdruckslose Lächeln eines Kuros ...

„Elisabetta, bring die *biscottelli*!“ sagte die *Contessa* gereizt.

---

<sup>43</sup> Richter

„Unmöglich!“ widersprach Caravaggio. Er hielt sich die Hände vor den Bauch. „Ich bin voll wie der Mond, *Contessa*, ich kann nicht mehr! Ich hatte zweimal Nudeln, und vorhin bei Rosa habe ich auch schon ...“

„Es sind keine Kekse“, unterbrach ihn die *Contessa*, „Sie werden nur so genannt, drüben in Rocca d’Aspro: Kastanien, in süßem Weißwein gekocht und geräuchert ... – oder möchtet Ihr lieber einen Schluck Kräuterlikör, der die Verdauung anregt? Ich habe noch welchen, einen besonders guten, den besten, *il concerto*, aus einem Sorrentiner Konvent!“

„Seht!“ platzte da Andrea unvermittelt dazwischen, und knallte seinen Ellbogen vor Caravaggio auf die Tischplatte. Vorwurfsvoll streckte er ihm seine Hand entgegen. „Seht Ihr diesen Ring, Meister? Das ist alles, was mir von meiner Schwester geblieben ist!“

Niemand sagte mehr ein Wort. Die Stimmung drohte endgültig zu kippen.

Elisabetta, unter der Tür stehend, verzog sich in die Küche.

Emilio versuchte, die Situation wieder einzurenken.

„Habt Ihr auch Geschwister, Signore Merisi?“

„Zwei Schwestern.“ Den Bruder verleugnete Caravaggio, wie er dies meistens tat.

Emilio fragte nach dem Beruf seines Vaters.

„Er war Majordomus<sup>44</sup> bei den Sforza.“

Die Antworten klangen einsilbig, Emilio versuchte es anders herum.

„Wart Ihr schon einmal in Neapel?“

„Nein.“

„Eine merkwürdige Stadt“, sagte Emilio. „Als Fremder verläßt man sie mit dem Gefühl, nie angekommen zu sein. Dort scheint selbst der Tod nur ein Blinder, der mit dem Taststock durch die Gassen irrt und den einen oder anderen versehentlich berührt ...“

Donna Giovanna hatte sich wieder gefaßt, fand ins Gespräch zurück: „Neapel ist, als befänden sich die *Campi Flegrei*<sup>45</sup> mitten in

---

<sup>44</sup> Oberhofmeister

<sup>45</sup> die Phlegräischen Felder (vulkanische Hügellandschaft westl. von Neapel)

der Stadt: Alles kocht, dampft und brodeln ... Blasen blubbern und platzen ...“

„Ihr sagt es!“ bestätigte Emilio. „Die Gassen sind, scheint's, Klüfte, aus denen Gase steigen, und die Menschen heißes lockeres Gestein.“

„Wo werdet Ihr wohnen, Meister, wenn Euch Don Carafa nach Neapel ruft? – Im seinem *palazzo* an der Via Chiaia?<sup>46</sup> Oder in dem am Fuß des Posillipo?“<sup>47</sup>

„Ich weiß nicht, wo er mich unterbringen wird.“

„Der Fürst kann Euch sehr nützlich sein! Er sitzt in der *Sommara*.<sup>48</sup> Ihr werdet viele Aufträge bekommen!“

„Vorderhand habe ich genug zu tun. Die Colonna wollen eine *Rosenkranzmadonna* für ihre Kapelle in *San Domenico*, die muß ich erst mal fertigmachen.“

„Don Carafa ist hoch angesehen, ein mächtiger Mann“, betonte die *Contessa*. „Seine Frau Isabella hat großen Einfluß. Stellt Euch gut mit ihr! Sie ist eine Gonzaga. Ihr Vater Vespasiano war ein grausamer Mann. Er hat seinen eigenen Sohn getötet!“

„Tatsächlich?“

„Ja. Aber das sollen Euch die Neapolitaner erzählen! – Ihr werdet sehen, Meister: In Neapel hängen die Wände noch voller Vorhangstoffe. Ich aber finde, daß Bilder der schönere Wandschmuck sind.“

„In einem Monat ist schon der 19. September“, erinnerte Giorgio, „der Geburtstag von San Gennaro.“<sup>49</sup> Da sind wir eh in Neapel, oder?“

„In einem Monat schon? – Madonna, wie schnell die Zeit vergeht! Gewiß, Giorgio, gewiß! Ich muß daran teilnehmen! Unbedingt!“

Sie wandte sich an ihren Gast. „Ich meine das Wunder, das uns der Heilige offenbart“.

---

<sup>46</sup> Palazzo Carafa-Colonna, heute Schloß *Cellamare*

<sup>47</sup> Hügel, nach dem ein napolitanisches Stadtviertel benannt ist; der nämliche *palazzo* heißt heute *Palazzo Donn'Anna*

<sup>48</sup> das höchste Finanzgremium des Königreichs

<sup>49</sup> der Schutzheilige von Neapel

„Sein Blut verflüssigt sich“, ereiferte sich Giorgio. „Ein böses Zeichen, wenn es ausbleibt. Dann geschehen schlimme Dinge. Der Vesuv bricht aus, oder eine Seuche ...“

„Ich weiß, Giorgio, ich habe davon gehört.“

„Wir fahren wieder zusammen, die beiden werden mich begleiten“, sagte die *Contessa*. „Wollt Ihr mit uns kommen? Neapel kennenlernen und dem Orakel beiwohnen?“

„Nein“, sagte Caravaggio, „mir ist nicht nach flüssigem Blut. Es ist schon genug davon geflossen. – Vielleicht ...“ schränkte er dann ein, um seine Gastgeberin nicht zu vergraulen: „Am Ende kann er mir helfen, nach Rom zurückzukehren.“

„Bittet ihn nur darum!“ ermutigte ihn die *Contessa*. „Ich bin gewiß, daß Euch seine Hilfe zuteil wird!“

„Die *Contessa* ist Neapolitanerin“, setzte Emilio zweideutig hinzu, sowohl nachsichtig als auch bekräftigend. Doch dem Maler war auch so klar, daß auch sie den Heiligen um Rückkehr – die Ihres Gemahls – anflehen würde, - Vergeblichkeit noch immer ihre Hoffnung nährte.

## VI

Die lange Reise und das viele Essen hatten ihn müde gemacht, so daß er seine Truhen stehen ließ, wo sie waren. Nur das frische Leinöl nahm er heraus. Er stellte die zugepfropfte Flasche ins Fenster, damit es altern und damit angerührte Farbe nicht vergilben konnte.

„Eh' ich's wieder vergesse ...!“ Mit diesem Seufzer warf er sich auf das vorbereitete Lager, blieb reglos liegen. Nach und nach schmolz die Anspannung von ihm ab. Atem und Puls wurden langsamer, ruhiger und seine Gedanken klarer und faßbar. Bilder und Ereignisse des Tages setzten sich in eins.

Seltsam, dieser Schauer am Brunnen: Wärme und Licht und doch keins von beiden. Dieses Fließen?! War es nur die Sonne? Doch die war heiß, weiß und stechend.

... oder das von den Nadeln zerstäubte Licht, überlegte er, denn das rieselnde Streulicht der Sonne, dessen Kufen durch die Bäume schneiden, ab und an wie ein segnender Fächer, mochte diese Wirkung entfalten. Jedenfalls weigerte er sich, die Regung für wahr zu halten. Ausgerechnet hier, jetzt, nahe der Verzweiflung, ein sanfter Kuß der Zärtlichkeit?

„Eine Anwandlung“, sagte er zu sich selbst, wieder den Tränen nahe.

„... süßer Gott der Bitterkeit“ seufzte er. „Wie lang ist es her, was du da in mir wachrufst?“ Doch fiel ihm nur sein Vater ein. Und ein Mädchen aus Jugendtagen, das von Zeit zu Zeit in seine Erinnerung drängte: Ebenso grundlos kam sie, immer wieder, dann und wann, aus demselben Nichts ...

Schließlich nahm er den Raum wahr. Sein Blick blieb auf der Mauer haften. Er bemerkte Sprünge im Kalk und den buckeligen Verputz, der im Schein der Öllampe hervortrat und ihr Geflacker zu stimulieren schien.

Was in diesen Mauern auch geschehen war: Sie hatten es verzeichnet. Lautlos war es in sie eingegangen: stumme Mitwisser, deren Zeugnis man nur wittern, riechen konnte.

Tonloser Widerhall. Wie unsere eigenen Spuren, dachte er. Wie oft hat mein Herz schon geschlagen? Nirgendwo steht es geschrieben. Und doch glaube ich, daß es verbürgt sein muß, irgendwie, weil es mich sonst nicht gäbe ...

So lieg ich hier und starre auf Risse in der Wand, dachte er. Belausche Skizzen des Zufalls, wie weiland Piero und Leonardo es empfohlen haben.

Sie gaben nichts preis. „Ich bin zu müde zum Phantasieren“, gähnte er.

Wenn überhaupt, dann würde er das Erst- und Einmalige des Ortes in dieser Nacht erfahren: Was man träumt, erstmals an einem neuen Ort schlafend ... Die Prophezeiung der *Contessa*: Ja, ich sollte es mir merken, dachte er. Am Ende will es was bedeuten ...

Der Lampe ging das Öl aus, sie begann zu verlöschen. Er hatte keine Lust, im Dunkel nach Öl und Zundersack zu suchen. Streifte seine Schuhe ab, entledigte sich der Überkleider im Bett und schob sie unter den Nacken.

Nach einer Weile nahm er wahr, wie sich der Kontrast von Alt und Neu auf das fahle Licht übertrug, das zum Fenster einfiel. Es brachte einen Astschatten mit sich und warf ihn über seine Truhen.

Er spürte, daß das Eigenleben des Raumes in eine Gestimmtheit mündete, die Zukünftiges anzudeuten schien, obwohl alles reglos verharrte.

Was würde sein, morgen? Die nächsten Tage?

Er hatte das Gefühl, im Kreis zu gehen. Anfangsmomente wie die: Zeitmarken – wieder und wieder in den letzten Monaten! Bei jedem Quartierwechsel wurden sie markanter: Zagarolo, Palestrina, Pagliano.

Er zweifelte, ob er sich dem Morgen diesmal anvertrauen dürfe, jener sättsam bekannten, fast schon verwandten Wiederholung eines Anfangs ohne weiteres. Nur Aufbruch, Wende; nie Heimkehr, Ende.

Unverhohlen sehnte er sich nach Dauer: nach Hintergrund. In der Malerei war es möglich, darauf verzichten. Im Leben nicht.

In Rom, im schweren Sarkophag der Historie, obeliskerbepflanzt, wohnlich und unverschlossen, in der Deckung des Vertrauten, hatte er noch Gemeinschaft mit Welten von Bestand. Ohne es zu merken: Rom war Geborgenheit.

„Wie Unkraut aus deiner Erde gerissen: Setz mich wieder ein, sonst verdorren meine Wurzeln!“

Wieder wo bleiben können ... Teil des Lebens sein, statt in Teilen leben! Statt dessen: eine neue Zwangslage, aus der Not der vorigen geboren.

Er drehte sich zur Seite und sah seine Truhen wie Säрге im Raum stehen. „Diese Kisten müssen aus meinem Leben verschwinden!“ schwor er sich.

Die Tür schloß schlecht. Ein Luftzug, ab und an, und sie schlug leicht und willkürlich an die Zarge ... Hauch einer Mahnung, sanfte Erinnerung und ständige Vergewisserung zugleich: Ich bin daheim ...

Er erinnerte sich seiner Eltern, an seinen Großvater, das kleine Haus an der *Porta Seriola* und den baumsaftsüßen Frühlingsduft der Pappeln.

... daheim! Wortlos das, was es ist: ohne Entsprechung. Ungefähr, sobald man es benennt.

Bewußtloses Glück. Alltäglicher Ursprung im Nichts von ‚gestern wie heute‘. Unbemerkttes Paradies ‚um die Ecke‘. Mutter, die man sich teilen kann, ohne daß sie weniger wird. Vertrauen der Kinder. Seligkeit der Alten.

Bettung der Körper in Raum und Zeit. Nur hier und jetzt. Irgendwann verloren an Dort und Dann, verzettelt in die Welt der zehntausend Dinge, dämmert der Rückbezug: ein omphalisches Erzgefühl, vernarbt, mit vielen Namen: Mitte, Wurzel, Nabel, Mutterschoß. Et in Arcadia ego!

Vorvergangen. Einfach, grundgewiß und unauslöschlich. Schwammig, unscharf und kaum noch zu orten. Alles kann man mitnehmen. Heimat nicht.

Frieden. Auch er ein traumloser Schlaf. Merkmallos und unerklärt. Selbstverständlich. Es hat keinen Sinn, Frieden zu suchen. Wenn man ihn braucht, ist er längst fort.

Dasselbe! folgerte er. Das Haus an der *Porta Seriola* war so. Rom auch.

Jemand ging über den Hof, er konnte das Knirschen der Kiesel hören. Wer es auch war: Er würde nicht an sein Fenster klopfen.

„Ein drittes Mal wird es kaum geben“, murmelte er. „Ich kann nur noch Frieden finden, wenn das Böse Atem holt.“

Wann hatte er sich schon Sorgen gemacht, die letzten Jahre? Selbstzweifel waren ihm fremd. Es gab keinen Grund, groß über sich nachzudenken. Wie ein Kreisel rotierte er um seine Mitte, und die nach außen fliehenden Kräfte hielten ihn aufrecht. Er eckte überall an, doch im Drall drehte der Kreisel weiter. Es brauchte ein Mindestmaß an Schwung, um nicht zu fallen. Jetzt, wo er taumelte, begann er sein eigenes Gewicht zu spüren: sich selbst.

„Ich bin nicht mehr der, der ich war“, gestand er sich ein.

Nach außen der Umbruch in seinem Leben war wie er: drastisch, strikt und radikal. Der innere Wandel hingegen kam unmerklich. Wer in Veränderung lebt, kann sie nicht feststellen. Jetzt aber, an einem solchen Bezugspunkt, waren sie zum Greifen: jene resümierenden, existenzverfassenden Momente, die an denkwürdigen Orten haften.

Das Gehen im Kreis – Versteck um Versteck im täglichen Zweifel des Abends am nächsten Morgen – wies ihre Wiederkehr als einzig Beständiges aus.

Schon bei den Colonna war ihm klar geworden, daß die Grenze überschritten war. Unwiderruflich. Die Sache mit Ranuccio hätte nicht passieren dürfen. Die Zeit in den Sabiner Bergen hatte ihn nachdenklich gemacht.

Doch heute, schon während der Reise, dann nachmittags beim Brunnen, befahl ihn Verzweiflung. Nun in seiner Kammer liegend, erschrocken vor seinem gesunkenen Glück, kam ihn die Angst an: ein Ziehen im Körper nahe dem Schmerz, ähnlich einer Zerrung. Dazu Schwindel, als kauere er auf einer himmelhohen Säule. An Bord der *Nau*, die ihn nach Salerno mitnahm, hatte er dies Unbehagen auch, aber nicht erkannt und gemeint, es käme vom Schwanken des Schiffes.

Die Verzweiflung griff um sich. Er spürte heftiges Klammern in seiner Brust. Begann zu zittern, bekam Herzklopfen, noch mehr Angst. Sie schwoll an, dehnte sich aus, raumfüllend aus. Von allen Seiten kam sie auf ihn zu, drang auf ihn ein, packte und umklammerte ihn, so daß er sich nicht mehr rühren konnte. Er wähnte sich völlig eingeschnürt. Wehrlos; wie gefesselt. Er fühlte, daß der Schweiß triefte, als hätte er hohes Fieber. Spürte Tropfen von den Lenden rinnen. Naß und kalt die Achseln. Die Angst kroch in die Knochen und löste sie ... mühelos würden sie sich aus den Gelenken ziehen lassen ... Er wollte sich räuspern, um dem Uerbittlichen einen menschlichen Klang zu geben. Er konnte nicht, hörte sich kurzatmig hecheln. Nacktes stummes Grauen erfaßte ihn. Die Mauern würden den Schauer vermerken, der ihn fröstelnd durchlief:

Ein Schatten des Todes zieht über mich hin, durchzuckte es ihn. Mein Leben ... längst nicht mehr in meiner Hand ... höhere Gewalt ... will meinen Untergang ...

Er hatte das Gefühl, zu schwinden. Zu fallen samt Bett und allem, was ihn umgab. In einen finster gähnenden Rachen ... die Zähne darin Glutnester, Vernichtungsfeuer: Er sah rauchende Trümmer, menschliche Schemen durch das Dunkel geistern, auf einer Zunge voll Speichel aus Schlamm und Blut ...: „Dantes Pforte!“ brach er hervor. Er fuhr zusammen.

„So ist das Ende: heißkalt. Schwarz vor Verzweiflung. Hohl wie ein Knochen. Ein lichtloser Schlund.“

Ein Kamin; der Singvogel, der versehentlich hineingefallen war: hilflos flatternd. Zu hoch, zu eng zum Fliegen. Ausweglos. Nichts als verschweltes Pech, Schlacke und stechender Grus. Finster. Scharf und beißend die tote Luft. Hoch über ihm, unerreichbar, der Lichtkreis des Lebens, die Stimmen der andern. Lautlos starb er, aus Angst und Hunger, im Ruß der Einsamkeit.

„Il pittor celebre!“ spottete ein Gedanke.

Caravaggio war nahe daran, sich preiszugeben.

Er schloß die Augen und blieb benommen liegen, mumifiziert von der Angst, nicht wissend, wo sein Körper endete und nur noch Form aus schweißgetränkten Flaschen war, die ihn von Geisterhand

fesselten. Nach und nach beruhigte er sich ein wenig. „Widriger Unstern!“ klagte er. „Hoffentlich genügen dir meine Qualen!“

Sein Gesicht war heiß, zu nah am Feuer. Die Stirn glühte. Er horchte in die Stille: nur das Hochtton-Gesäuse des eigenen Blutes im Ohr. Dann jenes Wort: „Was du getan, erleide!“

Er hörte noch deutlich die Stimme, die es gesprochen hatte, dereinst bei Del Monte. Ein Diskurs über die Orphik, eine der schlaun Debatten, die der Kardinal gern führte, um sich am eigenen Wissen und Feinsinn zu delektierten ... er wußte nicht mehr, wer sein Gast gewesen war ...

Nebenher aufgeschnappt, gesprächsweise bei Tisch, war der Ausspruch haften geblieben, - nun wie ein Fluch an ihn selbst gerichtet.

„Ungemach, das von mir ausgegangen ist: Nun fällt es auf mich zurück. Ich bin meine eigene Erbschaft geworden!“ ächzte er matt.

Er war erschöpft, aber schmerzklar und hellwach. Lag schweißnaß auf seiner Schlafstatt, im klammen Dunstbett der Angst. Reglos, denn jede Bewegung, jeder Hauch ließ ihn frieren. Er versuchte, so einzuschlafen, aber es ging nicht. Nun fielen die Gedanken über ihn her.

Wie lächerlich, was noch in Rom sein Wahlspruch war: „*Nec spe, nec metu*<sup>50</sup> – wie kann man den Unsinn nur glauben!“ schalt er sich.

Zuerst Bewunderung, Beifall, Verehrung. Nun das Gegenteil: Verfolgung, Verfemung, Verachtung. Die Kehrseite.

„Egal. Mein Werk lebt. Mit ihm mein Rang und mein Name. Man muß mit mir rechnen. Selbst erniedrigt bin ich nicht zu übersehen“, versuchte er sich aufzumuntern, im Gespräch mit sich selbst, wie alle, die allein sind.

Ruhm und Verdienst würden wachsen, die Arbeit für Neapel sie mehren ...

„... oder narrt mich die Hoffnung? Werden die Demütigungen weitergehen? Wird es noch so weit kommen, daß ich um Vorschuß betteln muß?“

---

<sup>50</sup> Keine Hoffnung, keine Angst

Daß Geltung, die er hatte, wieder zum Bedürfnis verkommen könnte, erschrak und erinnerte ihn an die harte Zeit der Anfänge in Rom. War wirklich alles verloren? Leichtfertig verspielt? Unwiederbringlich?

... gekämpft, den Sieg errungen, große Siege ...: Hätte ich sie nur verteidigt, - verteidigt gegen mich selbst! Ich frage gar nicht mehr: Wer war schuld? Nur noch: Was war schuld?

Der jähe Erfolg, der über Nacht gekommen war? „Das ist möglich“, brummte er vor sich hin. „Wäre es doch Zunder gewesen, der mich entfacht hat, nicht ein Blitzschlag!“

Die große Genugtuung, die ihm seine Lorbeeren gewährten: der Ruhm: unbemerkt sein Lebensmark geworden?

Er hatte Bilder, sah eine Fama mit großen schwarzen Schwingen – sie kam aus den Wolken und blendete ihn mit dem spiegelnden Glanz ihrer Posaune.

„Welch ein Tor ich doch bin!“ fluchte er. „Bloß Abglanz – und ich ließ mich täuschen, - hielt es für Licht! Ich sollte es wissen: das Einzige, das man nicht malen kann!“

Immerhin wahrer Ruhm. Selbst seine Feinde waren gezwungen, ihn bekanntzumachen. Er war verdient, stand ihm zu. Doch bestand er bloß darin, daß andere ihn vernahmen.

„Er hat mich stolz und maßlos gemacht ... und ... mein Glück in die Seelen anderer verlegt“, bekannte er sich. „Mit meiner Schuld aber bleib ich allein.“

Er fühlte, er war auf eine Lichtung des Herzens gelangt: Nicht Ruhm und Ehre: Es war das Verlangen danach!

„Ich selbst bin schuld: ICH!“ verkündete er sich spontan. „Selbstsucht ist es!“

Die Erkenntnis überzeugte ihn.

Er zog das Kleiderbündel hervor, wischte damit über seine feuchte Brust, ballte es abermals zusammen und schob es sich wieder unter den Kopf.

Was ist bloß los mit mir? suchte er weiter. Warum so hungrig? Warum dies stete Drängen in den Mittelpunkt? Das Heischen nach Aufmerksamkeit und Beachtung? Damit der Kreisel lief? Der ständige Anspruch auf die Oberhand: besser, überlegen sein. Recht haben und sich behaupten, unbeugsam wie eine Armee Schweizer. Der Anspruch auf sich selbst meint oft nur die anderen ...

Warum dies streitsüchtige Leben? Die ausufernde Erregbarkeit? haderte er mit sich selbst.

„Ich war immer schwierig, schon als Kind, aber kein Hitzkopf“, befand er. „Irgend bin ich in Harnisch geraten. Kein Wunder, daß viele eine schlechte Meinung von mir haben. Und nicht lügen, wenn sie sagen: Er ist auffahrend, von sich eingenommen. Verträgt keine Kritik und niemand über sich. Ständig sucht er Händel. – Ist ja wahr“, räumte er ein: „Wie leicht laß ich mich provozieren! Ein schlechter Scherz – gleich Herausforderung! Schon bin ich bereit, mich zu stellen: Ich stürze mich auf jedes vermeintliche Unrecht! Was zwingt mich dazu?“

Er wußte noch, daß er – nach dem Pesttod seines Vaters – ein ängstliches Kind gewesen war, furchtsam und schreckhaft wie ein Mädchen. Heimlich schlüpfte er in die Kleider seiner Schwester Margherita. Ihm viel zu groß, Margherita war doppelt so alt, aber in ihren fühlte er sich sicher.

Die feige Lust, die er dabei empfand, mehr und mehr, nahm ihm die Angst um den Preis der Lächerlichkeit. Die Selbstachtung forderte laufend Beweise des Mutes. Ständig entdeckte ein Odysseus den Achill unter den Töchtern des Laertes ...

„Bin ich deshalb so reizbar? Mag sein. Mag sein, daß auch der Ruhm, der seinen Efeu um mich schlang ... Efeu und sein luftwurzelter Ehrbeweis ... daß sie heut Margheritas Kleider für mich sind.“

Er sah vor sich hin ... Silhouetten ... Erinnerung der Dinge ... er sah sie nicht wirklich, vielmehr nach innen, wo die seinen waren ... wie Fledermäuse in lichtlos dunklen Höhlen hingen:

Die Spottbilder gegen d'Arpino. Die Schmähedichte gegen Baglione. Die Sache mit Roncalli. Zum Duell mit Reni, der ihm seine *maniera* stahl, war es, gottseidank, nicht gekommen ...

Der Verdruß mit seinen Hauswirtinnen: Der Laura und Isabella della Vecchia hatte er Tür und Fensterläden zertrümmert. Gegen das Haus der Prudenzia Bruna Steine geworfen, ihr die Miete verweigert ...: lästige Querelen, lauter sinnloser Ärger, dazu das Palaver vor Gericht.

Dann die Streitereien in den Kneipen, die Zornausbrüche auf offener Straße. Handgreiflichkeiten und Raufhändel, die oft genug im Gefängnis von Tor di Nona endeten ...:

Mit innerer Notwendigkeit steuerte alles auf den Tag zu, an dem er Ranuccio tötete.

*Der Quälgeist ‚Warum?‘, ein pffiffiges Kerlchen, noch ein Knabe, trat wortwörtlich vor ihn hin und skandierte vorlaut seinen Namen.*

„Warum? Warum? – Scheiß Kinderfragen!“ fluchte er. „Trotzdem, ich muß es wissen! So viel Wut in meinem Leben! Was ist es, das mich so unverträglich macht? Woher kommt das? Weshalb gewaltigt mich mein eigenes Wesen?“

Das Bild seines Zimmernachbarn tauchte vor ihm auf, Wolfango, wie er ihn nannte, ein österreichischer Dichter, der in der *Vicolo dei Santi Cecilia e Biagio*, im Haus der Prudenzia Bruna, zuletzt sein Zimmernachbar gewesen war. Hier trafen sie sich seltener als in den Kneipen, wo sie gern zusammensaßen, das Künstlertum feierten und den Mietwucher ihrer Wirtin verdamnten.

Auch Wolfango war ein widersetzlicher Freigeist, - ihm gerade deshalb so sympathisch. Mißgünstige Beamte hatten ihn verleumdet. Vom Landesfürst wider besseres Wissen geopfert, war er der Drangsal seiner Schergen überlassen worden, der Willkür seines skrupellosen Statthalters ausgeliefert,<sup>51</sup> bitter gedemütigt, schließlich verbannt. Zu viele Worte, falsch, verletzend, brüchig geworden; er mußte sich neue suchen.

Sowie Caravaggio an ihn dachte, erwachte eine Bemerkung, die Wolfango mal beiläufig gemacht hatte: Große Werke erkennt man auch an den Zerstörungen, die sie im Künstler hinterlassen. Denn Schaffen und Zerstören gehen Hand in Hand:

---

<sup>51</sup> ihre Namen, samt und sonders, sind es nicht wert, sich ihrer zu erinnern

*Zukunft, die ständige Schöpfung  
herkunftslos wie das Morgen:  
Pläne am Richtblock der Zeit.  
So rächt sie sich, die Ewigkeit!  
Wüsten des Verwehrten, nie ganz Durchquerten  
Selbst der Künstler sucht vergebens  
eine Sandspur in den Wind zu bannen ...  
Und gibt in seinem Selbstverschleiß  
stet sich den Dämonen preis.*

War es das? Es könnte es sein! fand er.

Er stand auf, tastete sich über seine Truhen hin zur Tür und trat in die Nacht hinaus.

Die Luft war frisch, würzig und kühl auf dem heißen Gesicht: Auch sie hatte teil am Geheimnis des Ortes. Mondlicht fiel auf die langen Gräser und wandelte sie in einen Flor nächtlich blühender Rispen. Der trillernde Dauerton der Grillen, Teil der Stille, hing richtungslos verortet in den Bäumen. Zwischendurch, immer zwei, die kurzen Pfliffe der Wachteln.

Er ging ein paar Schritte auf und ab und hielt bei den Stufen des *palazzo*. Hörte die Schreie der Pfauen, zehende Rufe im wunden Ton der Klage, ein fallend gezogener Laut, eher Fragezeichen, verkrümmt und als Bitte unerhört. Vor sich, in einiger Entfernung, sah er den Brunnen gleißen. Zu weit, um Einzelheiten auszumachen. Er stand mondlichtverglast im Nachtschatten der Auffahrt und zog alles magisch an sich. Sogar die Schreie der Pfauen schienen von dort zu kommen. Ein vager Widerstand hinderte ihn, weiterzugehen. Also kehrte er zu seiner Tür zurück.

„Nimm mich an!“ sagte er in die Nacht, und sog sie tief ein. Legte die Hand auf den bruchrauen Mauerstein: „Nehmt mich auf! Weiht mich ein!“

## VII

Nach dem Frühstück machte er sich auf, um ein Stück zu gehen. Er wollte allein sein. Andrea hatte ohnehin verschlafen, zum Glück, er war nicht gehalten, sich die Stiere anzusehen.

Die Frage der *Contessa*, ob er geträumt habe, war ihm lästig gewesen, weil er schon in aller Früh hatte lügen müssen. Wortkarg bejahte er sie, konnte aber keinen Traum erinnern.

In Gedanken versunken und ohne etwas zu bemerken, ging er die Straße zum Meer. Indes gedieh seine Befangenheit zu einem ausgedehnten Spaziergang und er gelangte in die Nähe der Tempel.

Sie waren ihm schon gestern aufgefallen, in einiger Entfernung, als ihn der Wagen durch die alte Stadt gefahren hatte. Doch war nicht viel zu sehen. Bäume hatten die Sicht behindert.

„Griechen haben sie errichtet, hat uns Vater erzählt. Sie wären aus Sybaris<sup>52</sup> gekommen, lange vor den Römern, um hier eine Kolonie zu gründen. Mehr weiß ich auch nicht“, war Andreas Auskunft im Vorbeifahren. Unebenheiten im Gelände, Mauerreste, Sockeln, Fundamente, Säulentrommeln und die großen Pflastersteine einer Zeile gleich hinter den Tempeln: Mehr habe die Zeit nicht übrig gelassen. Ja, und die Stadtmauer, rundum das ganze Areal.

Die Straße hielt geradewegs auf sie zu: ein massives wehrhaftes Bollwerk aus Kalktuff. Der Mauer vorgesetzt: Ein tonnengewölbtes Tor, mächtig und monumental. Er durchschritt den tiefen Steinrücken der *porta*, die ihm ganz den Eindruck eines Vorjochgewölbes<sup>53</sup> machte, so groß schien sie ihm: vier Schritte breit, fünf Schritte tief und ebenso hoch. Erratische Steine, die Quader ohne griechisches Gleichmaß versetzt, später. Im Scheitel des Torbogens ein Halbr relief, eine Scylla mit zwei Fischschwänzen.

---

<sup>52</sup> antike unteritalische Stadt

<sup>53</sup> Bauteil, der den Chor längt und die Apsis erstreckt

Caravaggio orientierte sich. Hier waren sie gestern gefahren. Wenn er sich links halten würde, sollte er auf die Tempel stoßen. An einer Wegscheide schwenkte er von der Straße ab und in einen schmalen staubigen Pfad, der in dichtes Buschwerk führte. Ein Spalier aus Ginsterbesen. Dickicht der Macchiawälder zu beiden Seiten. Äste ohne Rinde, vom Weidevieh glatt genagt, abgestorben, nackt und bleich, wie Elefantenstoßzähne. Eine viertel Meile vielleicht, dann lichtete sich das Unterholz.

Zwei Säulenhallen tauchten vor ihm auf, kaum einen Bogenschuß voneinander entfernt.

„Bei Gott und meiner Seele: Welch ein Anblick! Solch hehre Größe!“

Das hatte er nicht erwartet. Sie fanden kaum Platz in seinen Augen. Unwillkürlich hielt er inne. Sie schienen noch zu schlafen. Langsam ging er weiter, allmählich und bedächtig, um sie nicht zu wecken. Ging auf sie zu, ehrfürchtig, als näherte er sich einem König.

Ihre Hoheit war überwältigend. Sie sprengte augenblicklich die Grenze zum Betrachter, löschte seine Gegenwart und tilgte jede kritische Distanz: Sie waren ihr eigenes Maß. Unabhängig. Bild, sich selbst Vorbild. Groß. In feierlicher Ruhe lagen sie da.

Der Tempel zu seiner Linken hatte Giebel und teils das Gebälk eingebüßt, auch große Teile der Cella, so daß er sichtlich erniedrigt war. Vollständig hingegen der Säulengürtel an allen Seiten. Die ungewöhnlich dichte Staffelung bewahrte ihm Ebenmaß und Geschlossenheit; allein, es fehlte das Erhabene.

Der andere Tempel war dem Poseidon geweiht, Andrea hatte es am Rande erwähnt. Gut erhalten, mit bruchstückhaftem Giebel, jedoch vollständigem Gebälk, die Cella teils noch zweizonig gegliedert. Mächtig die Säulen mit ihren Kapitellen. Wie Baumstämme wuchsen sie aus dem Boden. Auch sie ein vollständiger Kranz.

Caravaggios Augen leuchteten. Kein Tempel in Rom, auch nicht das Pantheon in all seiner beengten Majestät mochte derart Platz greifen. Archaisch schwer, nicht gedrungen, rhythmisch als Ganzes.

Schmucklos dorisch. Die Triglyphen erhalten, wenn auch alle Metopen verloren.

Caravaggio erfüllte die Ausgewogenheit der Proportion, das klare Verhältnis des Einzelteils zum Gesamten und das Gleichmaß von Last und Stütze. Ein in sich geschlossener Wert an Struktur. Da ging ihm gründlich auf, was ‚Gleichgewicht‘ ist: genau das, was grade vor ihm lag, gemessen tragend und getragen. Voll Recht auf sich selbst. Drastisch wurde ihm klar, wie fern er dem war.

Die Natur hatte Einzug gehalten, seit die Priester fort waren. Auf dem Gebälk hatten sich Mastix- und Myrtensträucher angesiedelt. Wolfsmilch und Oleaster schlugen aus den Schrägen der Giebelgesimse. Von der Schwerkraft schon gebeugt, wiesen sie sperrig von sich, was ihnen Wind und Wetter noch anhaben könnten. Kapernbüsche im feingefügten Tympanon,<sup>54</sup> wurzelnd in den Quaderritzen. Um die Kerben der Säulentrommeln rankten Stechwinden, und die quadratischen Deckplatten der Kapitelle besetzte der wilde Lorbeer.

Neugierig trat er ein, um zu sehen, ob sich ein Hinweis auf das Kultbild erhalten habe. In der Cella hatte sich Asparagus breit gemacht, vergebens drauf aus, die Schattenzonen des Säulenstuhls zu erobern, die ihm Farne streitig machten.

Er fand nichts, erwartungsgemäß. Bruchstücke, verstreut am Boden, grünversiegeltes Gebälk. Säulentrommeln, halb versunken. Egal, dachte er, mit Heiligtum hat es ohnehin nichts zu tun. Nur Widmung, nicht Buch. Zeichen statt Bedeutung. Die Gottheit ist auch so hier. Ich fühle es ... Das Erbrecht der Natur untermauert das Sakrale, macht es eher weihevoller ...: Weder das wuchernde Gestrüpp noch das fehlende Kultbild können seiner Würde Abbruch tun. Selbst Fragmente genügen, um sie zu wahren.

Er spürte deutlich: Er konnte die leere Fülle nicht fassen. Seine innere Unruhe war viel zu groß. Wie ein tosender Wasserfall lag sie zwischen ihm und jener gelassen in sich ruhenden Harmonie. Er fühlte nur etwas wie Weite, Distanz, Einklang und Frieden. Komisch,

---

<sup>54</sup> Giebeldreieck

dachte er. Es gibt keinen Frieden unter der griechischen Sonne. Selbst die Götter streiten unentwegt ...

Caravaggio versuchte, sich mit Berechnung zu nähern. Ob ihm in den Kopf gehen würde, was nicht ins Herz passen wollte? Früher hat man den Raum überhöht, überlegte er. Heute neigt man dazu, ihn zu verdichten. Das wahre Maß muß in der Mitte liegen, dort, wo Bramante und Sangallo es gefunden haben, Filarete und Pellegrino Tibaldi,<sup>55</sup> den er aus Mailand kannte. Der Versuch, das Erhabene gedanklich zu durchdringen, endete abrupt in der alten Gewißheit, daß das Formgefühl der Antike unübertroffen sei.

„Vollkommenheit! Mehr läßt sich nicht sagen.“

Am griechisch Schönen das Berückende ist auch sein Bedrückendes, das wußte er als Maler: das Scheitern am Makellosen. „Nur selten, ganz selten gelingt es, Schönes ohne Fehl zu schaffen“, sagte er sich. „Hier ist es gelungen!“

„Ihr unvollkommenen Schöpfer und euer übermenschliches Ideal ...!“ pflegte Vincenzo Giustiniani zu lästern, wenn Eiferer in seinem Künstlerkreis für das Vollkommene schwärmten. „Immer nur Annäherung. Es ist unerreichbar. Sein Glück ist nicht zu haben! Und wenn es einem Buonarrotti schon mal gelingt, es zu schaffen, wird er ausgesperrt. Die Götter enteignen ihn. Denn sie selbst sind es, die das Werk wirken. Ihm muß genügen, ihr Werkzeug zu sein. Am göttlich Schönen hat er nicht teil.“

Ein kleinerer dritter Tempel mußte abseits in Rufweite liegen, versteckt in den Bäumen, das wußte er von Andrea. Wieder draußen, suchte er ihn, gab es aber gleich auf, als er eine ideale Warte fand, um sich den Schauplatz als Ganzes einzuprägen. Welch eine Komposition, welch lauterer Gewicht! Wer von seinen Malerkollegen hatte schon ein solches Maß an formaler Klarheit mit eigenen Augen gesehen? Wenn ich zurückkomme, eines Tages, dachte er, dann muß ich ihnen ...

---

<sup>55</sup> innerhalb und mit der Natur zu bauen, gemäß Albertis ‚Gesetzen der Natur‘, die Gesetze der Harmonie sind

Wenn ich zurückkomme ...: Damit war er wieder bei sich und der erbauliche Taumel augenblicklich verfliegen.

Er schlurfte hin zum Tempel des Poseidon und hockte sich auf die unterste Stufe der Krepis. Wilde Feigen hatten sie an einigen Stellen gesprengt. Entlang der Cellaränder des Umgangs nisteten Zistrosen.

„Was ist das Herz doch für ein enger, kümmerlicher Schrein!“ sagte er. „Wäre es offen und weit wie diese Tempel!“

Er stieß einen tiefen Seufzer aus, schüttelte sich. Merke: Es läßt sich nicht abschütteln. – Ich werde es abwaschen! Das Meer ist nicht weit.

Er rappelte sich auf und trottete hinaus auf das freie Feld zwischen den Tempeln. Dort war ein Brunnen, er wollte daraus schöpfen, denn mittlerweile hatte er großen Durst. Doch das, was der Holzeimer zutage förderte, war dürrig und schwebstofftrüb. Er ging durstig weiter. Hinter den Tempeln verzweigten sich mehrere holprige Pfade zu einem Wegenetz, das dem Anschein nach zu verschiedenen Toren der Stadtmauer führte. Er hielt sich wieder links, was ihm am kürzesten schien. Wandte sich mehrmals um und versprach sich, wiederzukehren und alles in sich aufzunehmen, was heute keinen Platz gefunden hatte.

Bald darauf fand er eine Bresche in der Mauer, offenbar ein zerstörtes Tor, und gelangte hinaus auf einen karrengeräderten Feldweg. Unweit schlängelte der Salso heran, der vom *Capo d'Acqua* kam: ein kleiner Wasserlauf, nicht eben breit, man konnte ihn an engen Stellen wohl überspringen. Überall Ried, ringsum Schilfrohrinseln, sumpfige Wasserlöcher; Tümpeln, die zu einem Irrgarten ineinanderflossen. Wo es nicht zertreten war, wuchs Gras bis auf den Grund hinab und dort weiter. Darin, schwarz und behäbig, standen Büffel, sie weideten es ab. Er wollte trinken, als ein Ruf an sein Ohr drang: Ein Hirte, er fuchtelte mit seinem Treibstock, winkte ab und kam näher.

„Dieses Wasser dürft Ihr nicht trinken, Herr!“ sagte er und nahm seine rote Kappe ab – eine Mütze, die hier alle Hirten trugen, wie

phrygische Mützen, verkehrt aufgesetzt, der Zipfel nach vorne geknickt.

„Seht nur, die Tiere baden darin. Es ist abgestanden, voll Algen und Mückenlarven. Wenn Ihr daraus trinkt, blüht Euch schlimmer Durchfall!“

Er bot ihm Käsemolke an aus seinem Schlauch. Sie sei das Beste gegen den Durst. Wenn er lieber Wasser wolle, müsse er zur *bufalara* gehen. Nicht weit von hier. Dort gebe es Wasser in Fülle.

Caravaggio nahm dankbar an.

„Wir trinken das Wasser des Salso von Haus aus nicht, weil es so hart ist“, sagte er und fügte hinzu: „Mit der Zeit wird man krank. Man bekommt Schmerzen beim Wasserlassen ...“ Er legte seine Hand in die Seite.

Sie plauderten eine Weile, über die Büffel und die Größe der Herde: Es wären friedliche Tiere, pflegeleicht und genügsam. Sie gäben mehr Milch als Kühe. Tagsüber grasten sie im Freien. „Abends werden sie zusammengetrieben und in der *bufalara* gemolken“, sagte der Hirte. „Wenn ein Kalb dabei ist, gibt die Mutter besonders viel Milch“, erklärte er ihm.

Caravaggio betrachtete die schwerfälligen Tiere. Die gestreckte Haltung ihrer Hälse und Köpfe rühre wohl vom Stehen im tiefen Wasser her, mutmaßte er.

Woher sie kommen, wollte er wissen.

„Das ist schwer zu sagen. Die einen meinen, Mönche hätten sie ins Land geholt, über viele Meere, weil es bei uns als ob in ihrer Heimat ist. Andere behaupten, daß sie schon viel früher zu uns gekommen wären, von da drüben ... jenseits von Sizilien“ ... er schwenkte den Stab nach Süden ... „mit den Feinden der Römer ... wie hießen die nur?“

„Karthager?“

„Ja, ich glaube, so hießen sie.“

Eins der Tiere machte Anstalten, sich zu entfernen. Der Hirte holte Steine aus seiner Kniebundhose und trieb es mit Rufen und Würfen zurück. „Sie dürfen mir nicht in die Saat entkommen“, sagte er und wies auf die Felder. „Die Ebene ist ja nicht völlig flach. Die Hügel sind für den Weizen, die nassen Senken für die Büffel.“

Er schimpfte über die lästigen Mücken und den Brunnen bei den Tempeln: „Völlig verschlammt! Er sollte endlich nachgegraben werden!“ Denn Büffel ließen sich nicht wie eine Schafherde zusammenhalten. Das Gelände wäre eine geschützte Weide, die denkbar beste, wenn nur der Brunnen als Viehtränke funktionieren und ein Wasserloch gegraben würde.

Caravaggio dankte dem Hirten und machte sich auf.

Der Feldweg führte in offenes Gelände, in spitzem Winkel fort von der Stadtmauer, die sich zuseiten lange hinzog, ehe sie nach Norden umbrach. Vorbei an der *bufalara*, die der Hirte erwähnt hatte, sah er unweit den Torre aufragen: ein runder Signalturm mit abwärts gerichtetem Zackenkranz, - eine umgestülpte Mauerkrone. Solche Wachtürme, hatte Andrea erzählt, gebe es entlang der ganzen Küste, bis hinauf nach Salerno und darüber hinaus nach Amalfi. Sie signalisierten die Sichtung von Korsarenschiffen.

Von da an begann er zu laufen, denn er wußte, das Meer war ganz nah. Wegen der Hitze kam er schnell außer Atem und schlenderte alsdann ein Stück. Im Schatten der Aleppokiefern, die einen Baumgürtel längs der Küste zogen, begann er wieder zu laufen: Es glitzerte schon durch das Astwerk.

Dann, endlich, lag es vor ihm: im schwere Strahlenregen der Sonne. Tausend springende Punkte, kurzatmig funkelnd: Sternsilber ohne Ende. Die Milchstraße bei Tag.

Er schlüpfte aus Schuhen und Kleidern und watete durch den feinen heißen Sand. Schwimmen wie im Tiber! Stapfte in die Gischt der anrauschenden Wellen und gegen sie an, bis ihm das Wasser zum Hals stand. Wippte mit den Wellen auf und ab. Um sich das Gezwitscher des Lichts. Dann machte er sich krumm, so daß nur noch Kopf und Zehen aus dem Wasser ragten. Ließ sich heben, senken, tragen. Es genügte, ein wenig mit den Handflächen zu täscheln, um nicht umgespült zu werden. Er schloß die Augen, hielt den Atem an und ließ sich in der Dünung treiben.

Wolfgangos Verse fielen ihm ein. Manchmal, wenn er ihn zu später Stunde in einer Kneipe des Ortaccio traf, aller Seelen schon vom

Wein erweicht, hieß er ihn auf einen Stuhl steigen und das eine Gedicht vortragen, das er so liebte:

*Wellen, die haltlos die Ufer verschleifen  
schaumspitze Zungen nach Festland ausgreifen  
Die Nächste weicht  
der Übernächsten: So weit das Auge reicht!  
Staffeln an Zukunft rollen heran:  
zermürbten Schwemmsand zu Rippen aussteifen  
Immerzu stranden. Doch nie vorhanden. - Alsdann  
zurück ins formlose Vorher abschweifen ...  
Welch großes Herz, das so schlagen kann!*

Nach dem Bad schmiegte er sich in den Schatten eines Fischerbootes und holte den Schlaf nach, der ihm fehlte. An den Schultern des Poseidon schlief er lange und tief und kehrte erst spät in den *palazzo* zurück.

## VIII

Trotz der langen Wanderung schlief er schlecht. Schlieft erneut oberflächlich und unruhig im Kehrwasser driftender Gedanken. Schlingerndes Treibgut, verheddert und verwaist, von einer randständigen Mitte im Kreis longiert. Sie weckten ihn, irgendwann tief in der Nacht, als er sie im Halbschlaf zu belauschen begann. Unversehens wurde er in die Strömung gerissen.

Zugleich Widerwille, nachzudenken. Zu viel, unauflösbar, ein wirres Durcheinander. Er hoffte auf neuen Schlaf, blieb indes wach. Also mühte er sich, irgendwo Halt zu finden.

Wolfgangos Bemerkung juckte am meisten.

„Ich wünschte, du wärst da, und daß ich mit dir reden könnte ... überhaupt, wenn ich wen zum Reden hätte, jemand, der mich erwidert ... Also, Wolfgango, du sagst: Ein großer Künstler ist ein Leuchtfeuer, das hellauf lodert, während es das, was es nährt, verzehrt. – Nun, wenn dein Vergleich stimmt, hieße dies Brandschatzung am eigenen Ich“, folgerte er. „Ich will hoffen, daß du dich irrst. Das Werk – ein Hochverrat an seinem Urheber? Der Zweck tilgt das Mittel?“

Er zupfte nervös an seinen Brusthaaren, riß eins ums andere aus und zerbiß sie. Der Erfolg hatte den Rahmen gesprengt. Sein Wesen sich verselbstständigt. Sein Leben war aus allen Fugen. Was Wunder, das er ständig aus der Rolle fiel. Ob er – der Welt irgend überdrüssig: schieß drauf! – im Grunde schon wußte, daß seine Berufung ihn verschlingen würde? Daß er längst brannte wie ein Ketzer? Grausames Menschenopfer! Ein Haufen Scheitern? Ein Haufen des Scheiterns! Schrecklicher Sturz!

„Nicht jedes Künstlergenie leidet am Sein. Doch die mit sich ringen, sind Märtyrer“, sagte Wolfgango. „Ihr Geist weidet sie aus, verwirkt sie zum Werk.“

War es der Schutz seiner mächtigen Auftraggeber, der ihn werden ließ wie sie?! Selbstherrlich, so daß große Freiheit, jäh gewonnen, zu noch größerer Willkür verkam ...?

Der Anspruch, als *nobile* zu gelten: Nur dem Adel war es gestattet, Waffen zu tragen. Er aber paradierte mit Degen und Schwert durch die Straßen ...

Einherstolzieren, den Dolch an der Seite, hochgemut wie die Pfau der *Contessa* ... was hab ich davon? Wie oft hat man mich dafür eingesperrt! – War es das wert? Ja doch, das war es! Das Schwert ist Ehre. Der Künstler hat ein Recht darauf, denn auch er hat *virtu*.<sup>56</sup> Wer, wenn nicht er, ist ein *virtu-oso*! Es ist das Schöpfertum, das ihn auszeichnet. Seine vornehme Stellung – unstrittig seit Michelangelo! Weder Herrschermacht hat ihn nobilitiert, noch das Geld. Auch nicht handwerkliches Können allein oder phantastische Anmaßung, mit der sich manche die Abstammung von Aeneas oder Herakles zugute halten. Oder der Zufall glücklicher Geburt: Gott selbst hat ihn geadelt. Er hat ihn berufen, nächst ihm Schöpfer zu sein.

„Wir Künstler sind der wahre Adel. Der einzig gottgegebene. Wir haben dieses Recht, und ich lasse es mir nicht streitig machen!“ So sprach er mit sich selbst, wie ein kleines Kind, das niemanden zum Spielen hat.

Mit Recht hielt er sich für außergewöhnlich. Er hatte die Malkunst revolutioniert. Ein *alter deus*, der die Welt neu erfunden hatte ...

Oder war es schlicht der Wein, der das Ich flutete? Was immer passiert war, der Krug war nie weit. Es gab welche, die ihn von Natur aus nicht vertragen; zwei Gläser reichten, sie zu Dingen zu verleiten, die sie niemals getan hätten, sonst.

Nein, das war es nicht. Schon eher die intensive Arbeit. Der Zeitdruck der Verträge, die er gewöhnlich einzuhalten pflegte. In dieser Hinsicht war er absolut diszipliniert und verlässlich. Vor der Leinwand leistete er sich keine Mätzchen. Die schöpferische Begeisterung ist kurz. Um den göttlichen Funken am Glimmen zu halten, braucht man einen langen Atem. Erst muß man sich innerlich bevorraten, dann seine Seele plündern, das ganze Ungestüm der

---

<sup>56</sup> (humanist.) Adelsideal der Zeit, in etwa: begabt mit menschlichen Qualitäten im Stellenwert einer Sendung

*idea* aufwarten, aber nur sparsam davon geben, wohl dosiert zugeben, immer wieder zurücknehmen. Nicht zu viel, nicht zu wenig: stets abwägend. Sich aufschaukeln und wieder fallen lassen. Lenken und freigeben. Vollkommen präsent und zugleich kritisch sein. Dabei den Überblick nicht verlieren. Man darf wählen, aber nur die eine Richtige von hundert Möglichkeiten. Anspannung stundenlang, hochkonzentriert, während die Vorstellungskraft sich verzehrt und die Einfühlung durch Kontrolle verschleißt. Das ständige Pendeln zwischen Kopf und Gemüt, zwischen Ganzem und Detail, Hingabe und Prüfung ...: das Mischen laugt aus. Jedes Mal ein Aderlaß.

In Wahrheit ließ es sich ohnehin nicht steuern. Oft war es so, daß er fertig war, zufrieden seine Pinsel wusch, als es erst richtig losging ... eins das andere gab ...

Manch einem gelingt der Auftrieb zu totaler Verfügbarkeit spielerisch und ohne Mühe. Solch ein Genie hat keine Wurzeln. Es kann fliegen und die Welt von oben sehen. Sein Genie war anderer Art. Es ersparte ihm nicht, sich zu verausgaben. Auch nicht die Erschöpfung danach, die auf Entspannung drängte, weder Kraft noch Beherrschung kosten durfte und sofort greifen mußte, um nächstens wieder verfügbar zu sein. Denn der Ruhm, durch Lob gut genährt, barg auch die Angst vor Mißlingen ...

Es gibt einen Zusammenhang zwischen Schöpfung und Erschöpfung, dachte er. Ich wäre wohl in der Lage, mich zu beherrschen. Allein, ich brauche alle Kraft für das Bild. Ich behalte mir nichts vor. Es bleibt nichts übrig, um damit hauszuhalten: für Anstand, Regeln, Förmlichkeiten: Ich schicke mich, laß es laufen ... lebe auf ‚Teufel, komm raus!‘ Leonardo hat sein Genie verwalten können; ich kann das nicht.

„Die Kraft, die in die Bilder geht, geht mir selbst verloren“, attestierte er sich. „Ich kann nicht trinken, ohne daß meine Lippen naß werden ...“

Caravaggio fand keinen besonderen Grund, der für sich allein stehen konnte. Wahrscheinlich ist es von allem etwas, resignierte er und fühlte sich schwach.

„Mir ist wie damals“, überkam es ihn. Anfangs in Rom; seither war er nicht mehr krank gewesen. „Ich liege darnieder, während draußen

ein schöner Tag vor sich geht. Ich höre die Stimmen der Vögel, Geräusche von arbeitenden Menschen in meine Stube dringen ... bemerke das Unbemerkte, wie es belanglos rieselt ... friedlich sandendes Leben, an dem ich nicht teilhabe.“

Zum Glück, es war nichts Gravierendes passiert, seit er auf der Flucht war. Er hatte sich bemüht, besonnen zu sein. Das Maßhalten strengte ihn an. Gleichwohl, es ging nicht zu Lasten seiner Schaffenskraft. Wichtig, dies zu wissen ...

Auch hier darf nichts vorkommen! gebot er sich. Und in Neapel schon gar nicht!

Für die Kapelle des päpstlichen Schatzmeisters hatte er zwei Werke geschaffen, eins davon die Bekehrung Pauli. Nun war ihm, als hätte dieses Wandgemälde den Lauf der Dinge vorweggenommen.

Ich male Bilder, dachte er. Und manchmal, ohne daß ich es merke, malen sie mich.

Auch er würde sich wandeln, - wandeln müssen. Nur zwangsläufig, aufgrund der Umstände? „Ja, aber ich will es auch“, hielt er sich zugute. „Die Zeichensprache des Schicksals – das eine habe ich kapiert: So kann, darf es nicht weitergehen! Es heißt zwar: ‚Die, deren Charakter einmal feststeht, können wohl die Länder tauschen, aber ihr Wesen nicht ändern.‘ Doch wer nicht handelt, erfährt auch nichts vom Zufall.“

Er setzte sich auf. Seine Kammer wirkte heute leer auf ihn, der Raum wie geräumt: Alles hatte einen tonlos hohlen Klang, das Echo des Schweigens. Selbst die allwissenden Mauern waren auf sich selbst zurückgeworfen. Als wäre er nicht hier.

„Wenn ich meine Kunst der Wirklichkeit verpflichte, dann mich selbst zur Aufrichtigkeit!“ gelobte er. Doch würde es gelingen, nachhaltig gelingen? Ja doch, wofern der Sturm sich wieder legte ...

Caravaggio startete auf die schweren Deckenbalken, stierblutgeschwärmte Bohlen aus Kastanie, schwärzer noch als die Nacht.

„Und falls alle Stricke reißen – der letzte wird halten“, ätzte er voll bitterer Ironie.

Jäh begannen Hunde anzuschlagen, irgendwo im Dorf, hinter den Häusern. Zugleich fing ein Hahn an zu krähen: So hoch angesetzt sein Schrei, daß der nächsthöhere Laut sich überschlug und in einem Krächzen endete. Es folgt ein Getümmel, ein Durcheinander von gequälten Lauten. Ein Fuchs ... ein Marder, der in einen Stall eingedrungen war? Schlagartig dann wieder Stille.

## IX

„Meister, wenn Ihr nachmittags zum *Capo d'Acqua* spaziert, um den perlenden Quell zu sehen: Spartakus hat hier seine letzte Schlacht geschlagen, gegen die Römer. – ‚Schlacht‘ ist wohl zuviel gesagt. Es waren Rückzugsgefechte, hier am *Capo d'Acqua*, da drüben in Giungano, und gegenüber in Castelvita ... Emilio hat Euch das bestimmt erzählt!“ sagte die *Contessa*, mittags, beim Essen, als Caravaggio sein Vorhaben avisierte.

„Ach Gott, darauf hab ich ganz vergessen!“ sagte Emilio und beeilte sich, ihm nochmals den Weg zu beschreiben.

Dort angekommen, suchte er sich einen Stein am Rand des Ufers und setzte sich. Allein mit Elisabettas Enten, ließ er sich das Idyll gefallen: ein flacher Weiher auf zwei Terrassen, ein Steinwall, wo das Wasser überlief. Teils steinig-sandige Ränder, teils ufergeböscht. Viele sumpfige Zonen, die ihn ungestalt machten. Etwa knietief, soviel er sehen konnte, denn der Grund war einwärts von abgestorbenen Algen geschwärzt. Darin Schilfgrasinseln. In Ufernähe traten die geheimnisvollen Luftbläschen aus. Note für Note, förmlich Tonleitern. Wie Perlen gereiht, schienen sie Schnur an Schnur aus einem delphischen Boden gezogen ... manchmal, daß Töne fehlten ... dann wieder eine ganze Kadenz ...

Er war weit ruhiger als neulich bei den Tempeln. Die Rampen der Zeit, Zukunft und Vergangenheit, waren voran zu Stillwasser verflacht, das den Himmel malte. „Manch Niederländer würde viel darum geben, diesen Ort zu sehen“, sagte er sich und sah Floris van Dijck vor sich, seinen Malerkollegen in der *bottega* des Cavaliere d'Arpino, mit dem Skizzenbuch durch das Röhrlicht waten, vor einer der vielen bunten Blumen knien ...

Er horchte in sich hinein, ob die Aura des Ortes etwas von der einstigen Walstatt bewahrt hätte, nach Art der Mauern des *palazzo* oder der Tempel: ein Geräusch, ein Bild, ein Stigma ... irgendetwas

verjährt Omen, ein letztes Abendrot der Geschichte. War da nicht eben der Klang der Schwerter im hellen Glucksen des Wassers?

In Wahrheit hörte er nur das Schilf rascheln und Insekten schwirren. Libellennadeln vernähten Stich um Stich die amorphen Ufer zum Schweigen. Manchmal ein Windstoß, und hohe Gräser wiegten sich.

Er bemerkte eine Schlange, eine Körperlänge vor ihm im Uferried. Sie hatte sich einen Frosch geschnappt. Pechschwarz, ein *biacco*,<sup>57</sup> fast noch zu klein für den Frosch. Die Natter hatte nur seinen Kopf fassen können, nicht mehr. Die kurzen Vorderbeine grätschten seitlich aus dem Maul. Der Frosch sprang mit ihr um ... schnellte hoch, riß sie empor, warf sie herum, schleuderte mit ihr hin und her, immer wieder ...

Es dauerte. Die Zeit kroch dahin. Langsam, schleichend, ratenweise verschwand er Stück für Stück in ihrem Maul. Nach und nach erlahmten seine Kräfte, und der Frosch begann in der Enge ihres Schlundes zu ersticken. Die gespreizten Hinterbeine zuckten noch, hin und wieder, die langgliedrigen Zehen spannten die Schwimmhäute ... auf ... zu ...

Caravaggio stand auf. Er wartete das Ende nicht ab und verließ den Ort mit dem Gefühl, daß er das Elysium der Sklaven sei, sein seltsames Glasperlenspiel der Atem ihrer befreiten Seelen.

\*

Wieder zurück, traf er im Hof des *palazzo* Nino den Pferdeknecht und Annibale, den alle *Razza* nannten. Er und Nino waren dabei, den Pferden die Hufe zu raspeln.

*Razza* – einst stolzer Kutscher seines Herrn in Neapel, der sich den geschichtsträchtigen Titel ‚Wagenlenker‘ zugelegt und drei Kutschen zu Bruch gefahren hatte, ehe dem *Conte* aufgehen wollte, daß er schlechter sah als ein Schaf: Er war halb blind. Im Gefolge seines Herrn, infolge seiner unermeßlichen Güte nach Giancesare

---

<sup>57</sup> schwarze Morphe der Zornnatter

gekommen, war er jetzt Ninos Stallbursche, wenngleich er seinen streitbaren Titel nie aufgegeben hat.

„Illustre Signore“, sagte *Razza*, der als Aufhalter fungierte, „darf ich Euch bitten, mich kurz abzulösen, nur, daß ich mich mal durchstrecken kann. Mir tut das Kreuz schon weh.“

„Bist du verrückt?“ schimpfte Nino. „Du kannst doch nicht den edlen Herrn einspannen!“

*Razza* wandte Caravaggio hilfeheischend sein Gesicht zu: breit, flach, platt. Der Mund fragend geschweift, offen, schier verblüfft. Man konnte nicht umhin, sich einen *Rochen*<sup>58</sup> vorzustellen. Nur daß die beiden Nasenlöcher *Razzas* große Augen waren. Er pustete, atmete schwer.

„Hör auf zu schnauben wie ein Pferd, wir sind eh gleich fertig“, maßregelte ihn Nino, „es dauert nicht mehr lange. Ich muß nur noch den Hufstrahl schneiden.“

„Laßt mich nur machen“, sagte Caravaggio und übernahm, während sich der Wagenlenker stöhnend aufrichtete und die Hände ins Kreuz preßte. „Au weh ... ach, tut das gut ... au weh ...“ Er reckte und streckte sich. „Geht schon wieder!“

Caravaggio ließ sich gern aufhalten und erklären, daß es eine Fäule gebe, die am ehesten im Hufstrahl auftritt, weil dort das Horn am weichsten ist. Darum müsse man die Hufe sauber halten und darauf achten, daß die Pferde im Stall stets trocken stünden.

Als Maler interessierten ihn Details. Subtile Einzelheiten – ungeschönt alltäglich, aber wichtig für das Bild. Sie kennzeichneten, was dem Betrachter auf Anhieb vertraut und zugänglich war: Kleinigkeiten waren es, die unbesehen überzeugten.

Das mit den Hufen wußte er schon. Dennoch hörte er aufmerksam zu und tat so, als wäre es ihm neu. In dem Fall war er es, der vertrauter sein wollte.

Anschließend führte Nino das Pferd auf die Koppel zurück, und sie setzten sich zu einer kurzen Rast in die Laube beim Preßhaus. Sie sprachen über dies und das, und Nino befand, daß der Rappe von Don Gaspar wieder geritten werden sollte, weil er immer mürrischer wurde. Dann ging man auseinander.

---

<sup>58</sup> ital. *razza*

Caravaggio begab sich in seine Kammer, legte sich hin, nickte ein, schlief bis zum Abendmahl. Nachher ging er freierdings zu Rosa. Er ging spät, weil ihm klar war, daß – aus Scheu und Zurückhaltung – womöglich niemand wagte, sich zu ihm zu setzen. Längst hatte sich herumgesprochen, daß die Herrschaft einen berühmten Gast hatte, wenngleich niemand wußte, wer und was er war. Das würde auch keiner zu fragen wagen, da war er sich sicher.

Als er den Balken drehte und auf die Piazza hinaustrat, hörte er schon lebhaftes Stimmengewirr aus Rosas Ecke. Gelächter, ein eifriges Durcheinander. Er ging nach drüben. Als er herantrat und bat, sich setzen zu dürfen, wurde es ganz still. Respektvoll rückte man zusammen, zwei standen auf und ließen ihn ein, damit er nicht am Rand sitzen mußte. Er nahm Platz. Zum Glück waren auch Razza und Enzo da, die er schon kannte, und Nino, der Pferde knecht. Er grüßte sie, als wären es alte Kumpel.

Zunächst nur Getuschel von Sitznachbar zu Sitznachbar, nichts über den Tisch. Man war befangen, peinlich berührt. Unschlüssig. Steif. Gehemmt und verlegen. Das Wort stockte, tröpfelte ... endlich ein Scherz, der die Wirkung verfehlte, dennoch willkommen, eröffnend, reihum läßliche Sticheleien. Schleppend hob die Unterhaltung wieder an. Rosa wippte herbei, wie eine alte bucklige Amsel. Als sie sich vornüber beugte, um seinen Wunsch zu erfahren, legte er ihr leutselig den Arm um die Schulter. „Euer Wein schmeckt mir!“ verkündete er der Runde. „Fürwahr ein guter Tropfen, ich habe ihn schon verkostet ... sag, Nino, wie heißt die Traube, aus der ihr ihn keltert?“

Damit war der Bann gebrochen. Alle beeilten sich, ihm Aufschluß zu geben, und er war geschickt genug, den Faden nicht mehr reißen zu lassen. So erfuhr er den Erfahrungsschatz der hiesigen Winzerei des Langen und Breiten.

„Enzo, steig hinunter in die Zisterne und hol einen großen Humpen für uns alle!“ verfügte er.

Rosa brachte ihm einen Becher, er trank aufs Wohlsein der andern und ... war flugs angenommen. Nicht aufgenommen, das würde dauern, das war ihm klar. Doch, sich in eine Wirtshausrunde einzufinden, damit hatte er keine Probleme.

Gaetano, ein junger Knecht, der für die Ställe – für Ochsen, Zuchtkühe und Kälber – zuständig war, draußen vor dem Torhaus,

wo sich auch das Quartier der Wanderarbeiter befand, hatte einen Tagelöhner mitgebracht, ein Onkel von ihm aus den Alburner Bergen, ein verbissen wirkender Mann namens Giuseppe mit wachen Augen und ständig schweifendem Blick. Auf Caravaggio wirkte er grau, wie eine Zeichnung; Runzeln schraffierten sein Gesicht wie Felsschrunden das Cap Palinuro. Andererseits war er der, der am wenigsten reserviert war. Woher sollte er auch wissen, was im Dorf so vor sich ging. Er hielt ihn wohl für einen fahrenden Händler, der hier die Nacht verbrachte.

Dieser Giuseppe erzählte eine Geschichte, die Caravaggio sehr nahe ging. Das Merkwürdige daran: Sie hätte ihn früher nicht im Geringsten berührt.

In den Monti Picentini hatte er als junger Mann die Schafe seines Herrn gehütet. Allein auf sich gestellt, war er den ganzen Sommer oben auf den Hochweiden. Von Zeit zu Zeit kam sein Herr und brachte ihm Brot und Salz für die Schafe.

Eines Tages stob die Herde auseinander und versprengte in alle Richtungen. Ein Bär hatte sich seiner Hütte genähert. Er war noch klein, kein halbes Jahr.

„Ich versuchte, ihn mit Gebrüll und Klatschen zu vertreiben. Tatsächlich lief er davon, kehrte aber bald wieder. Er war mager, hatte Hunger. Einen Steinwurf entfernt ließ er sich nieder und wartete. Ich fürchtete um meine Tiere, die ich mühsam wieder versammelt hatte. Am meisten fürchtete ich, daß seine Mutter ihn suchen und finden und über die Herde herfallen könnte.

Als er auch nachts keine Anstalten machte, sich zu vertrollen, lief ich mit einem brennenden Scheit auf ihn zu. Er nahm Reißaus, doch schon am Morgen lag er wieder auf seinem Platz.

Mit der Zeit gewöhnten sich die Schafe ein wenig an ihn und ließen sich nicht mehr verschrecken, wenn er herumtappte. Sie merkten, daß er nicht an ihnen interessiert war: Er suchte mich. Nicht, um mir etwas anzutun, dazu war er viel zu jung. Er hatte Hunger, wußte, daß ich ihm helfen kann. Er suchte meine Nähe. Futter und Schutz.

Nach ein paar Tagen hatte ich mich an ihn gewöhnt. Er war näher gekommen, lag vor meiner Hütte, keine zehn Schritte weit weg. Und ging mir nach, sobald ich mich ein Stück entfernte.“

Der Tagelöhner sah in die Runde. Ihr Schweigen forderte ihn auf, weiterzuerzählen.

„Da war mir klar, daß seiner Mutter etwas zugestoßen sein mußte, denn sie verlassen ihre Jungen nicht, ehe sie übers Jahr sind. Ich begann ihn zu mögen.“

Er hatte Hunger, das war nicht zu übersehen. An Gräsern und Wurzeln, die er mit seinen Krallen aus dem Boden zog, fand er keinen Geschmack. Er war ja gerade noch gesäugt worden. Da lag er also, vor mir und meiner Hütte, und bellte mich an. Als wollte er sagen: ‚Gib mir Milch. So hilf mir doch!‘ Er hatte noch das Gespür für die Fürsorge seiner Mutter – wir nennen es freilich ‚Liebe‘ – , das sie erst verlieren, wenn die Mutter sie absetzt.

Ich wußte nicht, ob junge Bären die Milch der Schafe trinken – hätte es wohl einer von Euch gewußt? – aber ich hätte es versuchen können. Wahrscheinlich hätte er sie angenommen.“

Die Runde diskutierte, ob ein Bär die Milch der Schafe trinken würde und forderte den Tagelöhner schließlich auf: „Giuseppe, fahr fort! Wie ging es weiter? Was hast du ihm gegeben?“

„Ich wußte nicht, was tun. Hätte ich ihn gefüttert, wäre ich ihn wohl nie mehr los geworden. Würde ich ihn nicht füttern, würde er verhungern. Ich sah, daß er immer schwächer wurde, denn er lag die meiste Zeit herum und drehte sich auch nicht mehr auf den Rücken. Er hatte keine Lust, zu spielen, - auch keine Kraft mehr, zu klettern, wie er das anfangs noch tat. Wenn er an die Bäume ging, dann nur noch, um Duftmarken seiner Mutter zu suchen ...“

Was sollte ich machen? Eines Tages müßte ich ihn ohnehin verlassen. Und was, wenn er mir nach der Sömmerung ins Tal folgte? Ausgeschlossen! Hingegen, gäbe ich ihm nicht zu fressen: Er würde binnen kurzem verhungern.

Ich hoffte, daß er ein Aas findet, ein krankes Wild, die Fährte zu einem Gelege. Oder zur Not Mäuse oder Geckos frißt.“

„Die erwischt er nicht“, wandte jemand ein.

„Er könnte Insekten fressen, Beeren und Pilze“, meinte ein anderer. Der Einwand blieb unerwidert. Allen war klar, daß er dafür zu jung war; zu unerfahren, um auf diese Weise satt zu werden.“

„Ja, insgeheim wünschte ich mir, daß er ein Milchlamm reißt“, sagte Giuseppe, „dazu war er schon stark genug ... aber er tat es nicht. Er lag immer nur da und bettelte mich mit seinen Augen an. Unschuldige Augen, verständnisvoll-traurig, die sagten: ‚Sieh nur, ich weiß, daß du mir helfen willst. Doch darfst du nicht für mich sorgen, weil die Natur es verbietet; ich weiß, daß du auch leidest. So laß mich wenigstens bei dir sein.‘

Eines Tages, als ich im Gras lag und kurz einnickte, spürte ich, daß er herankam, an meinen Füßen schnüffelte und an meinem Radmantel zupfte, den ich mir ausgelegt hatte.

Man ist allein und hat keine Gesellschaft. Bald hoffte ich, daß er fortgeht und ausbleibt; bald hatte ich Angst, daß dies geschehen könnte, denn ich würde ihn vermissen ... Es war eine schreckliche Lage, hilf- und ausweglos, in der wir beide uns befanden!“

„Also was geschah, Giuseppe? Deine Geschichte geht einem ja direkt zu Herzen.“ Die Runde war gespannt. Angespant. Ninos Gesichtshaut, wurmstichig, übersät mit kleinen narbigen Muscheln, war fast glatt.

„Er verhungerte. Eines Morgens trat ich aus der Hütte. Als er den Kopf nicht mehr hob, wußte ich, daß er gestorben war.“

Der Hirte zuckte hilflos mit den Achseln. „Was hätte ich tun sollen?! Man hat viel Zeit zum Nachdenken in den Bergen. Seither glaube ich, daß es sich mit dem Allerhöchsten genauso verhält: Er könnte uns helfen, tut es aber nicht. Wir müssen in dieser Welt allein bestehen.“

Er wandte sich an Caravaggio, der wie alle anderen betroffen schwieg. „Was hättet Ihr an meiner Stelle getan, edler Herr?“

„An Eurer Stelle?“ Caravaggio räusperte sich, denn seine Stimme klang belegt. „Ich glaube, ich hätte ihn zum Teufel gejagt – falls ihr wißt, was ich meine.“

## X

Nach dem Frühstück kam Emilio, um – wie üblich – mit seiner Herrin den Tagesplan zu besprechen. Donna Giovanna hatte es eilig, denn Giorgio stand bereit, um sie mit dem Pferdewagen nach Rocca d'Aspro zu bringen. Dort erwarteten Fürst Filomarino und seine Frau Beatrice ihren Besuch. Donna Beatrice war ihre Freundin. Sie entstammte dem alten spanischen Geschlecht der Guevara; ihr Vater war der erste *Duca di Bovino*.

Die *Contessa* hatte sich zurechtgemacht. Sie duftete nach Ambra und sah bezaubernd aus: trug ein leicht schleppendes weißes Kleid, darüber ein zartblaues Obergewand, an einer Seite bis zur Hüfte geschlitzt, so daß es das Kleid nicht völlig bedeckte. Ungewöhnlich. Wohl eine neue Mode. Aufputz und Einfassung bestanden aus gewebten Borten: senkrecht am Brustteil und schräg an den Ärmeln. Auch letztere waren geschlitzt, - Hängeärmeln mit wertvoller Spitze am Abschluß. Ein luftiges Doppelgewand, das sich auch bei Hitze gut tragen ließ. Die Halskrause war getollt.<sup>59</sup> Das Haar leicht gewellt, im Nacken zu einem griechischen Knoten zusammengefaßt und mit weißen Zierbändern gestützt. Lockige Strähnen rahmten ihr Gesicht.

Nervös wirbelte sie durch die Zimmer und suchte ihren Fächer.

„Wie hübsch Ihr doch seid, *Contessa*“, sagte Caravaggio voll Bewunderung. „Jetzt verstehe ich, warum man sagt, daß in Paestum die Rosen zweimal blühen!“

„Schmeichler!“ lächelte die *Contessa* und entschwand.

„Es geht um Heiratspolitik!“ raunte Emilio dem Maler zu, der noch bei Tisch saß. „Unsere Herrin baut Brücken. Martha wird sich irgendwann entscheiden müssen, ob sie heiraten oder den Schleier nehmen will. Noch lehnt sie beides strikt ab. Die Mitgift liegt auf der Bank. Der Bischof in Teggiano verwahrt die Unterlagen. Ich bin

---

<sup>59</sup> in gleichförmige Falten gelegt

schon gespannt, was es einmal werden wird: ein *maritaggio*<sup>60</sup> oder ein *monacaggio*.<sup>61</sup>

„Fürst Filomarino hat Söhne im heiratsfähigen Alter?“

„Nein, nicht wirklich. Aber eine große Verwandtschaft.“

Die *Contessa* rauschte wieder an. „Wir nehmen niemanden auf!“ sagte sie, während sie ihren Ohrschmuck anlegte. „Artischockenpflanzer haben wir genug. Die anderen müssen bis zur Weinlese warten!“ Sie verabschiedete sich. „Ich komme wohl erst spät zurück. Wartet nicht mit dem Abendmahl auf mich! Einen schönen Tag, Meister!“

„Euch auch, *Contessa*! Gute Fahrt!“ rief er ihr nach.

„Wir nehmen niemanden auf!“ wiederholte Emilio. „Was soll man da machen?“ Ratlos hob er die Hände, ließ sie fallen. „Die Bergbewohner aus dem Cilento“, merkte er an und nahm sich ernüchert einen Stuhl. „Täglich stehen sie um Arbeit an. Sie sind bettelarm. Zur Erntezeit kommen sie herunter in die Ebene und verdingen sich als Tagelöhner. Wir weisen sie ungerne ab, aber wir brauchen kaum welche, außer zur Weinlese und bei der Olivenernte. Unsere Bauern versuchen freilich, ohne sie auszukommen.“

„Ihr habt Verständnis. Das ehrt Euch!“

„Es ist ein ohnmächtiges Verständnis. Ich fühle mich nicht geehrt, eher angegriffen vom täglichen Widerstreit der Gefühle: Mitleid und sachliches Gebot ringen ständig miteinander. Das bedauernde Nein, das mir gewöhnlich bleibt, ist höchst irritierend.“

„Sagt, Signora *fattore*: Wie groß ist das *latifondo* der Herrschaft eigentlich? Die Gemarkung ihres Landes: Wo verlaufen die Grenzen?“

„Zwischen dem *Casali di San Pietro* im Norden und dem Weiler *Spinazzo* im Süden, - anders gesagt: *Capo d'Acqua* und Salso auf der einen Seite ...“

„... wo die Büffel weiden und die *bufalara* steht?!“

„Richtig, das ist die nördliche Grenze. Monticello und Spinazzo die südliche.“

---

<sup>60</sup> Heiratsgut

<sup>61</sup> Mitgift einer Nonne

„Ein großer Flecken!“

„Nichts im Vergleich zu den Ländereien der alteingesessenen Barone! – Doch das meiste Land ist verpachtet. Wir haben den Ackerbau abgegeben, - ich glaube, ich habe es schon erwähnt, am Tag Eurer Ankunft, als wir bei Rosa waren. Die Bauern führen die Hälfte aller erwirtschafteten Feldfrüchte an uns ab. Das Kleinvieh, das sie halten, und die Schafzucht, auch für den Dünger, sind ihre Sache.“

„Ich sah nur wenig Weizen stehen.“

„So ist es. Sie bauen viel Gemüse an, Artischocken, Salat, Hülsenfrüchte; auch Obst; nur wenig Weizen, denn Don Gaspar riet ihnen zu Unabhängigkeit von Wetter und schwankenden Preisen. Sie explodieren und fallen gleich darauf ins Bodenlose. Wenn schon Weizen, dann der sizilische, der widerstandsfähiger ist ...“

„Ihr teilt also die Erträge. Und wechseln die Bauern die Frucht, wie sie es im Norden machen?“

„Ja. Wir wirtschaften überhaupt nach dem Vorbild dieser Länder, - ein System, Euch als Lombarde, scheint's, hinlänglich vertraut. Der Süden ist anders. Er teilt nicht.“

„... also eine Ausnahme.“

„Mehr noch: ein Fremdkörper. Die *baroni* der Umgebung beobachten uns argwöhnisch. Doch der Erfolg gibt uns recht: Unsere *masseria* ist nur noch Sammelstelle, - der zentrale Speicher. Das meiste wird nach Neapel verkauft, ein Teil bleibt in Salerno. Die Artischocken gehen nach Frankreich, wo sie in den Küchen des Adels sehr begehrt sind – Genaugenommen ist es eine *fattoria*.<sup>62</sup> Leider haben wir keine befestigten Mauern mehr.“

„... dafür aber ein Dorf rundherum! Menschen sind der bessere Schutz, glaubt mir. – Die hier wohnen: Gehen sie auch auf die Felder? Den Bauern zur Hand?“

„Fallweise, wenn Not am Mann ist. Sonst nicht. Sie arbeiten in der *bufalara* am Salso und in den Pflanzungen. Wir selbst bewirtschaften nur die Wein- und Olivenkulturen und machen Käse; ja, und bauen an, was wir für Ochsen und Pferde brauchen.“

„... und für die Stiere!“

---

<sup>62</sup> eine Art Lagerhaus

„Ja, freilich, die Stiere! – Doch Ihr seht, es ist wenig Bedarf an Tagelöhnern. Die *Contessa* hat sich vorbehalten, zu entscheiden, wie viele wir nehmen. Sie ist ohnehin großzügig – eine heikle Sache, wißt, Meister, wegen der benachbarten *patroni*. Denn bei uns werden sie gerecht entlohnt. Kein Wunder, daß alle zu uns kommen.“

„... wohl auch in der Hoffnung, sich hier ansiedeln zu dürfen.“

„Ich achte nur darauf, daß nicht immer dieselben zum Zug kommen.“

„Ihr versucht, gerecht zu sein. Das lob ich mir!“

„Es sind die Ärmsten der Armen“, versetzte Emilio. „Oben, in den Bergen, da leben sie wie die Tiere. Bauern, Schaf- und Ziegenhirten: Sie haben nichts, was ihnen gehört. Sie hausen in Höhlen und schlafen auf trockenen Rebschößlingen. Und die, die Hütten haben, besitzen nicht einmal diese. Sie teilen sie mit Mulis und Schweinen, und Hühnern und Kaninchen unter dem Schlafboden.“

„Die Armen – ohne es zu wollen, verwirklichen sie die Tugenden der sogenannten Ketzler“, sagte Caravaggio. „Ich bin neugierig, ob sich die Protestanten auch in Italien ausbreiten werden, wie jenseits der Alpen. Der Boden ist bereitet.“

„Nichts, was man in Rom mehr fürchtet. Doch es wäre schlecht: Die Moral der Protestanten würde die Armut hier nur untermauern! – Im Süden ist es schlimmer, als Ihr denkt: Die Bauern müssen das Land pachten, das sie bearbeiten. Gut, das müssen sie bei uns auch. Aber sie tragen kein Ernterisiko. Oben im Cilento, da müssen sie als Pachtzins jedes Jahr dieselbe Menge Weizen abliefern. Nebenbei die nächste Aussaat zurücklegen, dazu Schuhe und Kleider bezahlen. Viele haben stundenlang zu ihren Feldern. Sie brechen auf, wenn es noch dunkel ist; arbeiten, solange die Sonne scheint, und fasten vom ersten Tag an, wenn die Ernte schlecht war. Dafür dürfen sie – wenn sie Glück haben – in den Wald gehen und umsonst Brennholz sammeln.“

„Bleibt ihnen überhaupt genug Weizen zum Leben?“ fragte Caravaggio.

„Weizen?“ Emilio piffte verdrießlich durch die Nase. „Brot oder Nudeln aus Weizen? Diese armen Teufel leben von getrockneten

Feigen! Oder von Kastanien, wie drüben in Rocca d'Aspro. Sogar ihr Brot machen sie aus daraus. Kennt Ihr das, Baumbrot ...? – Sie lesen die kleinen weißen Schnecken vom toten Weinholz, rösten sich Eicheln, suchen Beeren und stehlen Saubohnen. Selten sah ich einen an einem alten Kanten Weizenbrot nagen, den ihm die Herrschaft geschenkt hat.“

„Unrecht gärt. Sie werden sich wehren, eines Tages!“

„Nicht die Bauern! Sie sind fügsam und der Obrigkeit zu Willen. Die *patroni* machen mit ihnen, was sie wollen.“

„Und das Gesetz?“

„Machen auch die *patroni*! – Der Glanz ihres Geldes kommt vom Schweiß der Bauern. Fast alle sind Schuldknechte, glaubt mir, ich kenne die Pachtverträge in den Archiven der Rathäuser! Es geht nur darum, sie abhängig zu machen.“

„Karges Brot ist mir nicht fremd! Vor Jahren, als ich nach Rom kam, ging es mir ähnlich: Hunger, Krankheit ...: Ihr kennt meine Gemälde nicht, *fattore*. Ich kann nur sagen: Sie bekennen die Wirklichkeit. Auch Not und Entbehrung. Die Armut: Ich habe sie in die Malerei eingeführt! Das Volk liebt mich dafür und strömt zu meinen Bildern!“

„Meister“, sagte Emilio und ergriff seine Hand, „ich wünsche mir nichts sehnlicher, als eins Eurer berühmten Werke zu sehen! – Glaubt mir: Wir, die wir hier im Geist Don Gaspar's leben und in der Gunst des Vizekönigs stehen, möchten selbst auch Menschen bleiben. Wir stellen keine Wachen auf den Dreschplatz und setzen keine Lieferfristen und drohen nicht: ‚Bis morgen, sonst ...‘. Wir schenken ihnen die Saat und kommen auch so zu unserem Korn. Wenn sie Tagelöhner brauchen, teilen wir die Kosten. Die Menschen danken es einem, wenn man sie gut behandelt.“

„Seid Ihr sicher? Würden die Bauern eigenen Boden besitzen – sie würden sich genauso rechtlose Knechte halten und sie ausbeuten. Ich fürchte, lieber *fattore*, Eure Hochherzigkeit würde an der Natur des Menschen scheitern – an der Natur, wohlgemerkt: einer futterneidischen, habsüchtigen, im Grunde grausamen Natur! Sie hat kein Herz!“

„So, meint Ihr? Dann geht hinüber nach Felitto, hinauf in die Schluchten des *Calore*.<sup>63</sup> Dort hört Ihr es pochen!“

Caravaggio ignorierte seinen Einwand.

„Es ist so eine Sache mit der Freiheit“, sagte er. „Alles hat sein Gegenteil im Gefolge. Eins bedingt das andere: kein Licht ohne Schatten. Bauer und Knecht – es wäre bestimmt dasselbe. Ob es überhaupt etwas gibt, das man uneingeschränkt ‚gut‘ heißen kann?“

„Mag sein. Ich sehe mit Freude, daß Ihr zum Philosophieren neigt, werter Meister. Eure Vermutung entbindet aber nicht von der Pflicht, sich über die wilde Natur zu erheben. Im Übrigen können wir ohnehin nicht allzu christlich sein, denn – wie gesagt – wir würden die *patroni* des Hinterlandes gegen uns aufbringen.“

„Don Gaspar war ein Humanist?“

„Ja, er verehrte Plato und besaß alle Schriften des Florentiners.“

„Habt Ihr Ficino selbst auch studiert?“

„Mein Herr hat mir freien Zugang zu seinen Büchern gewährt. Was ich weiß, weiß ich von ihm. Er war mein Lehrer. Ich bin an ihm gewachsen. Er hat mich geweckt, mir die Augen geöffnet. Vorher war ich ein bewußtloser Mensch und habe geschlafen. Ich vermisse ihn unbeschreiblich!“ sagte er, mehr zu sich selbst, um dann fortzufahren:

„Don Gaspar war ein treuer Gefolgsmann des alten Königs.<sup>64</sup> Er kannte seine Anweisung an den Vizekönig von Neapel: Daß das Volk nicht für den Herrscher da ist, sondern umgekehrt: der Herrscher für das Volk. Die erste und höchste Pflicht des Herrschers sei es, für das ihm anvertraute Volk zu arbeiten und dafür Sorge zu tragen, daß es in Ruhe und Frieden, in Gerechtigkeit und Ordnung zu leben vermöge. Davon war er überzeugt und hielt es auch mit dem eigenen Gesinde so.“

„Seid mir nicht böse, *fattore*, aber das halte ich für ein hehres Leitbild, nichts weiter. Ein frommer Gedanke, eine *utopia*. Es hat nichts mit der Wirklichkeit zu tun, die Ihr eben geschildert habt.“

---

<sup>63</sup> Gebirgsfluß

<sup>64</sup> Philipp II.

„So, meint Ihr? Nun, Don Gaspar sah das anders. Er nahm den Humanismus ernst. Die Wirklichkeit war für ihn nur ein mißglückter Entwurf: ‚sein Gegenteil im Gefolge‘, um bei Euren eigenen Worten zu bleiben.“

„Fahrt fort, *fattore*“, sagte Caravaggio und schlug ihm auf die Schulter. „Ich liebe den Disput, und Ihr seid fürwahr ein trefflicher Streiter! Doch weiß ich sehr wohl, daß zwischen der dünnen Luft der Utopie und dem tiefen Boden der Wirklichkeit nur eins gedeiht: das Kunstwerk!“

„Don Gaspar hat seine Gesinnung auch in die Tat umgesetzt, - etwa, wenn er Campanella das Papier ins Gefängnis brachte, auf dem er seine Ideen niederschrieb. Er verteidigte den Zukunftsraum des Kalabriers, denn er sah ihn in der Nachfolge von Platons Idealstaat. Zwar wurden Campanellas Manuskripte immer wieder beschlagnahmt und von den Gefängniswärtern vernichtet. Aber einiges konnte Don Gaspar herausschmuggeln, darunter auch schöne Gedichte. Dies war, wohlgemerkt, zu einer Zeit, als Don Alonso Pimentel noch nicht Vizekönig war und mein Herr Kopf und Kragen riskierte!“

„Wer ist dieser Campanella? Ich habe nie von ihm gehört.“

„Er war Dominikanermönch.“

„Ein Dominikaner!“ lachte Caravaggio.

„Warum lacht Ihr?“

„Weil es merkwürdig ist: In Rom gab es ebenfalls einen Dominikanermönch, der für Aufregung sorgte, vor einigen Jahren.“

„Ich weiß. Auch er kam aus unseren Landen, aus Nola, unweit von Neapel.“

„Ihn meine ich.“

„Doch um Eure Frage zu beantworten: Campanella wollte in Kalabrien eine *Repubblica cristiana* errichten. Seine Predigten schufen ein spanienfeindliches Klima“, schilderte er. „Als ihm der Augenblick gekommen schien, rief er in San Maria in Gesù, der Klosterkirche von Stilo, zum Aufstand auf. Nun sollten 200 Prediger durchs Land ziehen, um die Bewegung anzustacheln. Doch die Verschwörer wurden verraten und Campanella und seine Verbündeten verhaftet. Ein Schiff brachte sie nach Neapel: an die 150 Männer, darunter 14 Mönche. Als es in den Hafen einlief,

baumelten bereits vier Empörer an den Rahen. Zwei andere wurden gleich im Hafen gevierteilt. Eine große Menschenmenge hatte sich zu ihrer Ankunft eingefunden. Auch ich war damals in Neapel und habe mit eigenen Augen gesehen, wie man sie in die Galeeren setzte. Campanella selbst wurde ins Gefängnis geworfen und in Eisen geschlagen. So saß er fünf Monate in einer feuchten und dunklen Zelle, ehe sein Prozeß begann.“

„Wohl wegen Hochverrat ...“

„*Appunto!* Er war furchtbaren Folterqualen ausgesetzt und schmachtet noch heute im Kerker des *Castell dell Ovo*.“

„Don Gaspar hat als Spanier eine antispanische Revolte gutgeheißen?“

„Naja, Campanella wollte seine heilige Republik – den *Sonnenstaat*, wie er sie nannte – unter der Führung der katholischen Kirche erreichen. Obwohl er gegen die spanische Regierung rebellierte, wußte er genau, daß Spanien als einzige Macht in der Lage wäre, sie herbeizuführen.“

Er blickte nachdenklich vor sich hin, strich seinen Kinnbart zusammen. Aus der Gebärde sprach müde, ausgediente Skepsis, die nicht mehr hinterfragen wollte; zu Instinkt verwittert, vermoost wie die Buchen des Monte Vesole.

Würde und Rechtschaffenheit seines *padrone* haben auf ihn abgefärbt; solche Menschen sind selten, dachte Caravaggio und sagte:

„Nach und nach gewinne ich den Eindruck, daß Don Gaspar auch hier – in eurem Dorf Giancesare – einen kleinen Idealstaat errichten wollte. Im Rahmen der Möglichkeiten, versteht sich.“

„Das kann man so sehen.“

„Erzählt mir mehr von ihm!“ forderte er Emilio auf.

„Was soll ich Euch sagen, Meister?! Die ständige Geldnot unserer Katholischen Majestät ist Euch ja bekannt: die Kriege, die er führt, um den rechten Glauben gegen Osmanen und Protestanten zu verteidigen ... Sie erfordern Unsummen an Geld, Soldaten und Waffen. König Philipp<sup>65</sup> finanziert seine Kriegsausgaben schlechthin mit Anleihen, die er mit zukünftigen Einnahmen absichert. Sie sind

---

<sup>65</sup> Philipp III.

hochverzinst, die Schulden werden immer mehr. Die Vizekönigtümer müssen sie bedienen. Eine Zeitlang war es besser, in den 80er Jahren, nachdem die Türken zurückgedrängt waren. Nun aber hat sich der Krieg in die Niederlande verlagert, und in den letzten fünf Jahren ist die Verschuldung Neapels um die Hälfte gestiegen. Steuern und Preise entsprechend. Zugleich wuchs die Bevölkerung: Nie lebten mehr Menschen in Neapel als heute.“

„Man sagt, sie sei eine der größten Städte des Abendlandes, wenn nicht die größte.“

„Ja, und sie will versorgt sein. Der Weizen muß schon lange unter dem Marktpreis gekauft werden. Längst liegen die Ausgaben über dem Einkommen. Doch Neapel hat auch andere Probleme, mehr als genug: die vielen Armen, Erwerblosen, die Seuchen, die zahllosen Huren, - die Via Toledo ist voll von ihnen, die *Contessa* hat es ja neulich erwähnt. Tausende weggelegte Kinder ... es wird in einer Katastrophe enden, wenn das so weitergeht.“

„*Allora*, Ihr wolltet mir eigentlich von Don Gaspar erzählen!“

„Ach ja, mein *padrone*.“ Er besann sich. „Ehe Don Alonso Pimentèl Vizekönig und Don Gaspar sein persönlicher Ratgeber wurde, war er ein erfolgreicher Kauffahrer. Er verdiente viel Geld mit kalabrischer Seide. Kannte sich aus in Geldgeschäften. Sein Einfluß auf Seine Exzellenz war groß. Die *Sommaria* fürchtete ihn, - umso mehr, als er zur *famiglia* des Vizekönigs gehörte. Seine Reformvorschläge waren radikal, gewiß. Und schwer durchführbar. Aber richtig und der zugespitzten Lage angemessen. Bald hatte er viele Feinde bei Hof, - allen voran die Achse der Genueser, die übrigens unsere Nachbarn sind ...“ er wies mit dem Daumen rücklings über die Schulter „da oben ... Doria-Grimaldi,<sup>66</sup> die Lehensherrn von Capaccio ...“

Elisabetta kam. „Signore *fattore*, Bruno wartet auf Euch mit dem Fuhrwerk.“

„Sag ihm, ich komme gleich. Er soll schon mal mit dem Aufladen anfangen ... soll zuerst das Grünzeug von ganz hinten nehmen, er weiß schon, wie das letzte Mal.“

---

<sup>66</sup> Nicola Grimaldi, vormundschaftlich vertreten durch seine Mutter Isabella della Tolfa, Witwe nach Agostino Grimaldi, wiederverheiratet mit Don Marcantonio I. Doria (Doria d'Angri, - eine andere Linie als die der Doria di Melfi, aus der Admiral Gian Andrea stammte)

Elisabetta entfernte sich, Emilio rief sie zurück. „Elisabetta, sieh nach, ob Enzo l'altro da ist. Wenn du ihn findest, schick ihn herauf!“

Als sie weg war, fragte Emilio: „Wo waren wir stehengeblieben?“

„Bei seinen Reformbestrebungen.“

„Ach ja, seine Umbruchpläne!“

„Radikal inwiefern?“ fragte Caravaggio. „Was war denn an diesen Vorschlägen, daß sie auf solche Ablehnung stießen?“

„Nun denn, er wollte die Befreiung der Stadt von der *focatico*<sup>67</sup> binnen Dreijahresfrist aufheben. Nur Kranke, Alte und Witwen mit Kindern wären weiterhin ausgenommen; Familien nach der Zahl ihrer Kinder. Ausländer aus einem nicht-spanischen Land müßten ein Einkommen nachweisen. Mit einem Wort: Neapel sollte an Anziehungskraft verlieren.“

„Weniger Zuzug, weniger Zutun. Das leuchtet ein“, sagte Caravaggio.

„... vor allem weniger Getreidestützung. Die kostet am meisten!“

„...und die erwerblose Bevölkerung würde sich auf die Landwirtschaft besinnen. Was ist daran auszusetzen?“

„Man hielt dagegen, es wäre überhaupt nicht notwendig, das Steuerprivileg der Stadt abzuschaffen; der finanzielle Ausfall würde ohnehin durch den höheren Verbrauch ausgeglichen. Und wenn man die Armen und Erwerbslosen nicht in die Stadt ließe, würden sie Verbrecher ...“

„Als könnte Geldpolitik dies verhindern ...“, warf Caravaggio abschätzig ein.

„Auch die Kirche ließ er nicht ungeschoren. Schließlich führt der König die Kriege im Dienst des Glaubens. Er allein trägt die Kosten. Also wollte Don Gaspar mit Rom verhandeln. Wenigstens die Benefizien des Klerus sollte man besteuern dürfen: Geldspenden, die ohnehin nur dazu dienen, die Abgaben zu umgehen. Denn viele mächtige Familien haben Söhne im Priestergewand für ein *benefice*<sup>68</sup> nominiert. Sie trennen einen Teil ihres Besitzes ab,

---

<sup>67</sup> direkte Steuer auf den Wohlstand jedes Hauses; hier die 1510 eingeführte *Herdsteuer*, eine Art ‚Grundsteuer‘ pro Wohneinheit (wörtlich: ‚Feuerstellen-Steuer‘)

<sup>68</sup> individueller Rechtstitel auf Fruchtgenuß von Einkünften aus Land und Boden etc., der dem Grundsatz nach zwar an die Kirche gerichtet war und

überschreiben ihn dem geistlichen Verwandten, und befreien ihn so von der Steuer. Irgendwann bekommen sie ihn dann wieder zurück.“

„Nichts, das mir nicht vernünftig erschiene! – Aus beiderlei Sicht, muß ich zugeben“, sagte Caravaggio.

Emilio redete sich ins Feuer. Wenn es um den Anwert seines Herrn ging, konnte der stets beherrschte Mann nicht an sich halten.

„Im Grunde wollte er das gesamte Finanzsystem umkrempeln. Die vielen verschiedenen *gabelles*<sup>69</sup> samt und sonders abschaffen und dafür alle Güter, die in den Handel kommen, einheitlich besteuern. Gleichzeitig wollte er diese Steuern von Holschuld auf Bringschuld umstellen, so, wie auch unsere Bauern ihre Hälfte erbringen müssen. Dies hätte das Ende der Genueser Steuerpächerei bedeutet. Die Steuereintreiber wären entfallen, mit ihnen die Gefahr von Mißbrauch und Selbstbereicherung. In Wirklichkeit erreicht ohnehin nur ein Teil der Steuern den königlichen Schatz, weil die, die sie bemessen, die provinzialen Finanzbeamten und die Steuerpächter ... naja gut.“

Er unterdrückte das Übrige, denn Enzo l'altro kam, der Lagerhalter. Man nannte ihn so, wenn von ihm die Rede war, weil es zwei Enzos gab. So waren sie leicht zu unterscheiden. Er grüßte mit seinen haarigen Händen. Enzo l'altro war groß, von kräftiger Statur. In seinem fleischigen, knopfäugigen Gesicht verband sich der spähende Scharfblick des Falken mit dem Ausdruck der Überzeugung, daß unter den Freuden des Daseins nur Speis und Trank glaubwürdig waren. Wohlbeleibt, wie er war, hatte solche Gewißheit wahrlich Gewicht.

„Enzo, wie geht's dir?“

Wie zum Beweis dafür, daß die Sinne nur dem Gaumen trauen dürfen, antwortete er ohne zu zögern:

„Oh, ich esse und trinke!“

---

kein persönliches Eigentum begründete, dem Begünstigten aber gestattete, den Anspruch an eine Person seiner Wahl abzutreten.

<sup>69</sup> diverse Steuern auf Gebrauchsgüter

Diese Verbindung von Geistesgegenwart und Sinnlichkeit mündete offenbar in ein Gespür für das gute Geschäft, denn Emilio sagte:

„Enzo, Ihr müßt mit Bruno nach Neapel fahren. Helft ihm beim Laden. Seht zu, daß ihr einen guten Preis erzielt! Und vergeßt nicht, Kokons mitzunehmen für die Karmelitinnen!“

Zwischendrein erklärte er Caravaggio, daß die Nonnen Raupen-Kokons haspelten und als Rohseide an den Handel zurückverkauften. „Vom Klostergarten allein könnten sie nicht leben“, verdeutlichte er.

„Selbstverständlich, *fattore*“, versicherte Enzo l'altro: „Mich zieht keiner über den Tisch!“ Er ging.

„Habt Ihr Euch schon mal mit ihm unterhalten?“ fragte Emilio den Maler. „Er ist ein schlauer Kerl, mein Mann für den Produktenhandel. Ein gerissener Bursche, was ich mir zunutze mache. Preisverhandlungen sind mir nämlich zuwider. Übrigens, seine Frau Anna betreut den Garten des *palazzo*.“

„Anna – ach das ist die Frau, die ich immer wieder im Gemüsegarten sehe! Ich wollte schon fragen, wer das ist. Eine ausnehmend hübsche Person!“

Offenbar kam Enzos pragmatisches Lebensgefühl auch seiner Familie zugute, denn Emilio erzählte:

„Er und Anna haben zwei Kinder, Federica und Antonino. Beide sind sie schon erwachsen. Federica hat von mir das Spanische gelernt und eine Anstellung in der vizeköniglichen Verwaltung gefunden; Antonino kümmert sich in Neapel als Majordomus um den Stadtpalast der Herrschaft, damit er nicht unbewohnt und Dieben ausgeliefert ist.“

Emilio stand auf, um die Türe zu schließen, die Enzo offengelassen hatte. Er warf einen kurzen Blick aus dem Fenster und sprach im Stehen weiter:

„Überhaupt ging es Don Gaspar um die Zurückdrängung der Genueser, die die Handelsschiffahrt dominieren und den gesamten Geld- und Warenverkehr beherrschen. Unser Staat, Meister – Neapel wie Kastilien – ist im Würgegriff der Genueser Bankiers! Don Gaspar statt dessen sprach sich für die Erneuerung des Geschäftslebens aus. Der Staat bräuchte dringend ein stabiles

selbstständiges Handelsbürgertum, das eigene Vorhaben verwirklicht. Unternehmungsgeist sollte die Wirtschaftskraft des Landes beflügeln, mit alten Gewohnheiten brechen, neue Wege gehen – so wie wir hier – und den Süden aus der Abhängigkeit vom Norden befreien.“

„In Rom kenne ich auch zwei Genueser Bankiers“, erwähnte Caravaggio. „Gute Kunden, ich muß froh sein, daß es sie gibt.“

„Jeder sieht das von seiner Seite. Egal wie – der Streit um das apulische Getreide hat ihm letztlich das Genick gebrochen. Wißt, Transportschiffe brauchen drei bis vier Monate, um Weizen von Apulien nach Neapel zu bringen, ungeachtet der vielen Gefahren: Sturm, Schiffbruch, die Piraterie der türkischen Korsaren und die Galeeren der *Serenissima*, die unsere Kornschiffe an die dalmatinische Küste verschleppen.

Als Spanier wußte er um die Bedeutung eines guten Straßennetzes, wie es Kastilien hat: Unsere Heimat verdankt ihm den wirtschaftlichen Erfolg.

Also forderte er, den Straßenbau nach Apulien voranzutreiben und die Verbindung vor Dieben schützen. Statt hohe Kopfgelder und Belohnungen auszusetzen, plädierte er für eine neue *barricelli di campagna*,<sup>70</sup> die – gut und regelmäßig bezahlt – nicht mit den Dieben gemeinsame Sache machte.

Oder man importierte das Getreide aus Sizilien, das billiger ist, besser, und näher liegt. Seinerzeit, bei den Hungersnöten und Mißernten vor zwanzig Jahren, war dies ja auch der Fall.

Doch die Sippschaft, die an der Preisstützung des apulischen Getreides verdiente, war mächtiger als er. Die Offiziellen des Staates, die die Verträge bewilligen, schneiden Provisionen mit, bis hinauf zum Schatzmeister. Und die Händler verdienen sowohl am Getreide als auch an der Finanzierung der Stützung, die sie bereitstellen. Sie kaufen das schlechteste billig ein und mit Gewinn weiter; oder mischen das am langen Transportweg verrottete Korn mit vollwertigem. Zugleich treiben sie die Preise in die Höhe.

Der Klüngel argumentierte, daß der Transport am Landweg zu teuer käme, hintertrieben seine Ideen und diffamierten ihn: Es ginge ihm bloß darum, seinen Schwiegervater – den Vater der *Contessa*, er war napolitanischer Bankier und ist im Vorjahr gestorben – zu

---

<sup>70</sup> Straßenpolizei

begünstigen. Schließlich mußte der Vizekönig ihn fallenlassen. Er wurde mit Titel und Privilegien hinweggelobt. Das hat ihn sehr verbittert.

Ich bin ihm immer nahegestanden. Doch damals wurden wir Freunde. Wir sprachen viel über die Schwierigkeiten in der königlichen Administration. Er hätte sich der allgemeinen Raffgier anschließen können. Niemand verstand, warum er es nicht tat. Wenn er sich weigerte, würde es ein anderer tun. Doch Don Gaspar hielt sich streng an seine Grundsätze. – Übrigens, ein Spanier, Miguel de Cervantes, hat im Vorjahr einen Ritterroman veröffentlicht. Ihr könnt ihn nicht kennen, ich habe das Buch selbst erst vor kurzem bekommen. Er handelt von einem gewissen Don Chisciotte, einem Ehrenmann von altem Schlag, dem die Welt fremd geworden ist. Sein Knappe Sancho Panza hilft ihm, seine tolpatschigen Abenteuer zu bestehen ... Dieser Don Chisciotte hat mich sofort an meinen Don Gaspar erinnert und seine an Starrsinn grenzende Redlichkeit. Rückblickend fühle ich mich als sein ‚Sancho Panza‘: Ich hielt zu ihm, auch wenn ich nicht verstand, warum er so unnachsichtig mit sich selber war.

Irgendwann fand er sich mit seiner Entlassung ab. Mir fiel auf, daß er mit Vorliebe Epikur zitierte, in jenen Tagen: ‚Notwendigkeit ist ein Übel, aber es besteht keine Notwendigkeit, unter einer Notwendigkeit zu leben‘. Wenn ich bloß wüßte, wie er das gemeint hat!“

## XI

Das Tageslicht war schal, die Welt sah blaß aus. Der *libeccio*<sup>71</sup> türmte Wolken auf die Berge von Amalfi und höhte sie weiß. „Es wird regnen“, sagte Elisabetta.

Wenig später regnete es, und der Regen summte wie ein Bienenschwarm. Das Meer wurde eins mit dem Himmel und schwappte weißgrau ins Land. Unaufhaltsam strömte es herein und mengte sich unter das Grau der Olivenhaine. Streifen um Streifen eroberte es und flutete die ganze Ebene von Paestum. Fluren des Nichts: Näher und näher schob sich das Gebreit heran, bis zum Eisentor, das es nicht einließ.

Außer Elisabetta war niemand da. Donna Giovanna, erst spät von Rocca d'Aspro zurückgekehrt, schlief noch. Giorgio, schon wieder auf, hatte vier Quersäcke Käse gepackt, die Esel aufgesäumt und sie in Marsch gesetzt, hinauf zum Markt nach Capaccio. Andrea war zum Lateinstudium nach Salerno gefahren, zusammen mit Enzo l'altro, der weiter nach Neapel wollte, um Seide zu liefern und Nachschub für die Karmelitinnen zu holen. Letzthin, als er und Bruno in Neapel gewesen waren, hatten sie keine Raupen-Kokons bekommen.

Allein mit Elisabetta, sah ihr Caravaggio gelangweilt zu, wie sie altes Brot zu Bröseln rieb und dicke Bohnen für die Suppe aushülste.

Als sie den Fußboden wischte, fragte er sie nach dem Grund des allnächtlichen Aufruhrs, der gegen Morgen wieder seinen Schlaf gestört hatte: das Bellen der Hunde und der frenetisch schreiende Hahn. Doch sie wußte es auch nicht.

„Vielleicht Stallhunde ... Ihr solltet es der *Contessa* erzählen“, meinte sie, während sie emsig das Putztuch ausrieb.

„Wieso?“

„Es könnte ein Zeichen sein, ein gutes ...“

---

<sup>71</sup> regnerischer Südwestwind vom Tyrrhennischen Meer her

„Ein Zeichen wofür?“

„Wenn grundlos Glocken läuten oder Hunde zufällig bellen, besagt das: Jemand kehrt zurück“, orakelte sie und bat ihn, kurz aufzustehen, um auch zu seinen Füßen wischen zu können.

Caravaggio winkte ab. „Elisabetta!“ sagte er geringschätzig. „Aberglaube!“

Er nahm sich jedoch vor, bei Gelegenheit Giorgio zu fragen. In der Folge vergaß er aber stets darauf. Es war zu unbedeutend, offenbar, und blieb ein Rätsel.

Inzwischen regnete es in Strömen, und tausend Fische sprangen in den Pfützen. Schwere Tropfen riefen die Luft, und der Geruch des Staubs strich warm durch die dünnen Ohre – ein wenig bitter nach Unkraut, ein wenig scharf wie Urin.

Caravaggio – von Elisabettas Putztuch vertrieben – ging zum Fenster und sog ihn ein. Wohltuend die kühlen Schleppen, die ihn streiften und die flaue Wärme verdrängten.

Nicht lang, war der starke Guß vorbei. Es nieselte indes weiter, für und für, doch leicht und unhörbar.

Er nahm sich einen Stuhl und beobachtete das Treiben unten auf der Piazza. Jetzt, nach dem heftigen Schauer, regte sich wieder Leben, trotz des anhaltenden Sprühregens. Die Hitze der vergangenen Tage ...: Ein jeder war dankbar für die Abkühlung. Der Fischer war da, hatte seinen Stand geöffnet und das rückseitige Verdeck nach oben geschlagen, zum Schutz vor dem Niederschlag. Gegenüber wurde zur Schlachtung vorbereitet. Haken hingen an den Pfeilern, Rosas Tisch war auf die Piazza verfrachtet worden, Holztröge und Bottiche standen herum.

„Ein kühler Tag, ein guter Tag zum Schlachten“, sagte Elisabetta. „Alle Mutterkälber werden heute geschlachtet; wir behalten nur die Stiere. – Das Milchkalb bekommen wir. Ihr dürft Euch auf einen guten Braten freuen!“

„Wie ist das bei den Büffeln? – Wohl umgekehrt“, antwortete er sich selbst. „Elisabetta, wie schmeckt Büffelfleisch? Ich habe noch nie eins gegessen.“

Elisabetta hörte ihn nicht mehr. Sie war nach draußen gegangen, um Molke abzuschöpfen. Wieder zurück, legte sie Eier in die warme Asche und war damit beschäftigt, Ricotta zuzubereiten, als das erste Kalb hereingeführt wurde. Gespreizt und zitternd stand es da, mit großen Augen. Entlang der Wirbelsäule sträubten sich die Haare. Das Haus des Beils fuhr krachend auf den kleinen Schädel nieder. Betäubt stürzte es, und Caravaggio sah, wie der Schlachter den Kopf anhob, unter dem Ohr durchstach und das Messer durch den Hals zog. Er legte die Sehnen der Hinterläufe frei und hängte es an den Pfeiler.

Das Geschehen rief ihm zurück, wie er und sein jüngerer Bruder zum ersten Mal dem Schlachten zugesehen hatten. Er erinnerte sich an den matten Blick des Lamms und das hängende Maul. Es war vor Angst auf die Knie gefallen, das wußte er noch.

Zweierlei Kinder: Die einen, die in die hilflosen Augen des Tieres schauen, das zitternd vor Furcht und gelöschtem Vertrauen gefügig seiner Tötung harrt. Sie fühlen dieselbe Ohnmacht, dieselbe schneidende Kälte, die die Klinge durch Schlund und Sehnen zieht.

Und die, die den glatten Stahl selbst sehen, nur ihn, sein hartes Glänzen und lautloses Gleiten durch den Widerstand.

Sein Bruder war in Tränen ausgebrochen und davongelaufen. Caravaggio hingegen empfand Endgültigkeit und Machtvollkommenheit, als ihm der Schlächter das blutige Stilett zum Halten gab. Noch heute konnte er die Wärme fühlen, die das Heft hatte.

Zweierlei Wege, die Pole des Daseins zu erfahren. Nichts sprach später dafür, daß es unter Erwachsenen anders war.

Elisabetta, mit der Welt zufrieden, trällerte ein Liedchen vor sich hin, und Caravaggio neidete ihr die unbedarfte Arglosigkeit.

Die Bewunderung für das Überlegene, die er von klein auf hatte. Die Verehrung für die waffenstarrende Erscheinung des Marchese di Caravaggio, wenn er voll Autorität vom Pferd stieg. Die Verachtung des Oben für das Unten, des Starken für das Schwache, des Scharfen für das Stumpfe, des Glanzes für das Matte. Die Faszination für Dolch, Degen und ihre kalt zwingende Oberhand. Die

Lust am Angriff, am Eifer des Gefechtes, am Jonglieren mit Wagnis und Risiko und an lauten Effekten.

Nicht innerer Druck; auch keine seelische Not, die sich Bahn brach. Leidenschaft? Begeisterung? Es war viel weniger: bloß Fieber.

Nur Ereiferung, die ungestüm quillt; übers Ufer tritt, anstaut sich, schwillt; aufrauscht zum Schlachtgeheul der Kampflost: selbstverursacht, ja selbst ... der Aufruhr, der sich wild wallend sein eigen trunken Glück verheißt: Wonniger Taumel, ich bin!

Eigen-Sinn!

Nur Lust an der Lust. Der Druck im Blut. Die Erregung an der Erregtheit selbst. Die Phantasie im Wunsch und der Wille im Tun. Die Empörung im Zorn. Die Ohnmacht im Unrecht und die Hege im Rachededanken. Man bläst in die Glut. So macht man Feuer.

Elisabetta huschte vorbei. Sie zog den Duft der Kräuter hinter sich her, die sie gerade geschnitten hatte.

Verlangen nach Verlangen: schlicht Selbstzweck. *„Ich selbst bin schuld: ICH!“* war kein Kratzen an der Oberfläche.

Sein Instinkt sagte ihm, daß da *etwas* war, das von ihm zehrte, sich von ihm nährte. Sein ‚sich Reiben an der Welt‘ hielt ihn warm; hielt es warm. Perfekt getarnt: mit ihm eins. Nicht zu unterscheiden, beteuerte es ohne Unterlaß: *ICH!*

Eine Illusion, so alt wie er selbst? Vorher war nichts ...

Was immer es ist, es kam mit mir in die Welt, dachte er. All mein Gegenüber ist mit mir entstanden, wie der Rauch mit dem Feuer ... aus diesem Gleichen ... samt den Widerständen, die es mir entgegenbringt. Lauter Gegensätze: Ja und Nein, Gut und Böse, Hell und Dunkel. Schöpfung und Vernichtung, Erfolg und Scheitern, Lust und Angst. Jedes erregt. Jedes bewegt:

*Es zehrt von beidem!!*

Denn, um zu sein, muß es sich immerzu rühren. Dauernd schüren. Ständig schöpfen, um sich, sein leckes Boot zu retten. Um sich zu erheben, demütigen. Den andern kleinkriegen, um sich zu behaupten. Das kurze Glück des Siegers, ob Kampf oder Glücksspiel: *Es* hat keinen Frieden. Nur Befriedigung. Was daraus folgt, sind Groll, Streit und Mißgunst. Gewalt und Grausamkeit. Nur so gibt es das ... nur so gibt es mich.

Als ihm dies schwante, war er erschrocken.

„Flügelahme Seele: Ist das wirklich ... wirklich alles, zu dem du fähig bist? Kannst du dich nur so erfahren? – Kalter Mond, wie kannst du es wagen, mich zu belügen und Sonne zu tragen?“

Prompt sprang ihn die Angst an, gespenstische Furcht, das erdrückende Grauen jener bösen Nacht. Sie drohte erneut zu erstarken. Er fühlte sich weit zurückgeworfen. Manches hatte er erkannt; verstanden; sich gestanden. Das hatte ihn zunächst mit Zuversicht gestützt. Es war nicht widerrufen, doch entwertet. Selbstquälerei?! Je tiefer er in sich eindrang, umso bodenloser schien ihm der Abgrund.

*Neuerlich trat das Kind ‚Warum?‘ vor ihn hin. Inzwischen war es gewachsen, ein Knappe geworden. Und fragte.*

Elisabetta – eben dabei, Mehl in die Holzwanne zu sieben, um den Teig zum Brotbacken anzusetzen – schrie plötzlich auf. Jäh aus seinen Bildern gerissen, schnellte er hoch und stürzte in die Küche. Sie hat sich mit dem Messer verletzt, dachte er und sah, wie Elisabetta am Fenster, am Spannrahmen zerrte und die Arretierungsstange hochstieß.

„Elena“, schrie sie hysterisch, „bleib stehen! Halt!“ Fuchtelte wild mit ihren Armen, weiß noch vom Mehl, das sie aus der Vorratskammer geholt hatte. „Dreh dich nicht um! – Geh jetzt zurück, Elena, verkehrt zurück, so wie du bist!“

„Was ist los?“ Caravaggio sah hinaus, sah Elena, Enzos Braut, die auf dem Weg zu Rosa war, rückwärts durch das verspritzte Blut gehen. Elisabetta stöhnte, atmete durch und schüttelte den Kopf.

Er verfolgte, wie Elena daraufhin einen großen Bogen um die Lache machte und in Rosas Türe verschwand.

„Was war das jetzt?“

Elisabetta blickte ihn an. „Man darf nicht durch Blut gehen, wenn man ...“ Erschrocken hielt sie sich den Mund zu.

„... wenn man ...?“ insistierte Caravaggio.

„Ach, es hat nichts zu bedeuten“, wick Elisabetta aus.

„... wenn man schwanger ist?“

Elisabetta wurde rot. Offenbar war es ihm gelungen, ihr ein Geheimnis zu entlocken. Sie schlich an ihm vorbei und wollte sich verdrücken.

„Jetzt sag schon! Warum verkehrt zurück?“

„Um das Unheil rückgängig zu machen“, lispelte sie verstört.

„Welches Unheil?“

„Den Zauber“, antwortete sie und blickte zu Boden. „Das Kind kann krank werden, blutleer, ein Körper ohne Saft und Kraft.“ Sie wußte, daß er ihre magischen Sorgen für lächerlich halten würde. Doch Elenas Schwangerschaft ...

„Meister, bitte“, flehte sie, „behaltet es für Euch! Bitte!“

„Schon gut, Elisabetta, hab's schon vergessen. Es geht mich ohnehin nichts an“, sagte er, eingedenk des guten Bratens, den sie ihm versprochen hatte.

Er blickte nochmals aus dem Fenster. Niemand sonst schien sich über das seltsame Verhalten Elenas zu wundern. Die Schlachtung ging ganz normal weiter, das zweite Kalb hing schon am Pfeiler daneben. Der Bauch wurde aufgeschnitten, der Darm herausgenommen, die Leber.

„Warum lassen sie die Lunge drin?“ fragte er.

„Damit sie voll bleibt“, sagte Elisabetta. „Das Fleisch wird weißer. Das Kalb kommt einen Tag lang in den Keller, rinnt aus und ist dann sauber zu zerlegen.“

„Und was geschieht mit dem Fell?“

„Es wird eingesalzen und später gegerbt.“

Caravaggio hörte Brüllen, wußte, daß das nächste Kalb dran war. Er wandte sich ab, hörte nur das Splintern des Schädels vom Axthieb.

Beatrice Cenci kam ihm unter, in den Tagen vor ihrer Hinrichtung, als er die dunklen Gewölbe des *Corte Savella*<sup>72</sup> aufsuchte und begünstigten Zutritt zu ihrer Zelle erhielt: das schreckhafte Zucken des im Eck kauernden Bündels, als er eintrat und die Fackel in den Korb steckte; das wirre Haar; die ängstlich irrenden Augen, fraglos fragend, ihr entgeisterter Ausdruck, der fassungslose Blick. Von verweinten Lidern niedergedrückt, hatte er etwas Abgeschlagenes,

---

<sup>72</sup> röm. Gefängnis

leer Gefügiges, als wäre sie schon enthauptet. Taubstumm wie Bäume im Winter.

Die Maler hatten Logenplätze bei den Hinrichtungen, denn die Kirche wollte, daß sie die Schrecken möglichst genau sahen, damit die Leiden der Märtyrer in ihren Bildern anschaulich würden. Er war zwar sicher, daß sie auch diesmal gute Plätze bekämen, auf dem Platz vor der Ponte Sant'Angelo, wo man die 18jährige Vatermörderin demnächst köpfen würde, trotz des Platzmangels dort und dem wohl gewaltigen Andrang ...

Er aber wollte die Verzweiflung sehen, wenn sie noch leise war: ehe sie schrie.

Er hatte sie studiert wie einen Gegenstand. Die Folterspuren untersucht. Ihr verschiedene Posen abverlangt, um sie mit der Fackel auszuleuchten. Willenlos führte sie sie aus. Er hatte ihre lautlos schreiende Angst registriert. Sie war zum Greifen, schlechthin zum Riechen. Die Kleine fror, war ganz kalt, die Wangen weiß, ihr Blut schier vereist, entsetzt wie die Nacktheit einer schaurig-schönen Koralle. Was gab es Besseres, als wenn der Tod selbst Modell stand!

Als er ihr Wasser reichte, worum sie ihn bat, keimte unerwartet Erbarmen in ihm: Er sah sie trinken, einfach nur trinken, sie zitterte so sehr, er mußte ihr den Becher führen. Das Wasser floß aus den bebenden Lippen. Sie hatte Durst, dankbar trank sie, er hörte sie schlucken. Das überwältigte ihn: Sie wollte leben, nicht mehr. Schlicht dasein. Atmen wie er. Vor aller Schuld, die sie nach Ansicht des Volkes gar nicht hatte, war sie Geschöpf. Ein Mensch. Wie er. Ungesichert, abhängig und todesgewiß. Wie alle. Ihm dämmerte, daß sie in dieser hilflosen Liebe zum Leben Geschwister waren.

Jeder hat Anteil am Grundstock des Leids, den ein uralter Fluch dem Leben pauschal bestimmt, dazu den schwarzen Engel, der die Gräber zählt. Ein ungestilltes Verlangen nach der Brust der Großen Mutter verbindet zeither alles, was atmet. Plötzlich, weitab herablassender Großherzigkeit, empfand er Liebe, wie er sie reiner nie empfunden hatte: Mitleid.

Er fühlte sich schlecht damals, nach dem Besuch in Beatrices Kerkergewölbe. Der Hinrichtung blieb er fern.

Er fühlte sich klein, heute, und schämte sich gewaltig. Nicht, weil ihm mittlerweile das gleiche Schicksal drohte: Er schämte sich vor sich selbst. Es saß tief, er fühlte sich elend; als Unmensch. Wieder fiel ihm das Mädchen ein, wie neulich, nachts. Das Mädchen von früher, dessen Liebe er nicht fassen konnte. Auch sie hatte er mit Füßen getreten ...

## XII

Zum Glück war Donna Giovanna aufgestanden. Das lenkte ihn ab. Kurz danach kam auch Emilio zum heute verspäteten Rapport. Der *Contessa* war nicht danach, sich dem Alltag zu stellen. Wortreich schwärmte sie von dem wunderbaren Rundblick, den der Conte Filomarino von seinem Torre auf die Umgebung genoß.

Am meisten beneidete sie ihn um den Arkadenhof seines *castello*.

„Der Eingang führt durch die ganze Vorderseite der Festung“, erzählte sie Caravaggio. „Über eine gerippte Steinplatte, die leicht ansteigt, gelangt man geradewegs in den Umgang. – Welch ein *Entrare!*“

Sie wandte sich an Emilio. „Wenn wir die rückwärtigen Gebäude einbeziehen, könnten wir auch so einen Innenhof schaffen. Oder wir bauen einen Flankenturm an, Emilio, dort, wo jetzt die Gartenmauer steht ... eines Tages, wenn Don Gaspar zurück ist ...“

Sie warf einen Blick aus dem Fenster. „Oh, heute gibt es Aale aus dem Salso! Elisabetta, geh welche kaufen! – Nein, warte, ich komme mit, wir holen auch gleich frische Kalbsleber!“

Schlagartig räumten alle das Feld und ließen ihn allein.

*Nur der Knappe blieb bei ihm. Er wartete noch. Inzwischen ein Ritter geworden, groß und gerüstet, stand er kampfbereit vor ihm, mit geschlossenem Visier, und schlug mit dem Schwert auf seinen Schild: ‚WARUM?‘*

Ich bin ein Mensch ohne Haut, dachte er. Als Ganzes Wunde, überall empfindlich. Jede Berührung tut weh. Wie kommt es, daß ich so föhlsam bin und herzlos zugleich?

Etwas Namenloses regte sich in seiner Unterwelt. Ein fernes Wetterleuchten der Vergangenheit, zuckend, aber ohne Donner ...

Sein Vater fiel ihm ein. Die Erinnerung – verblaßt. Nur noch groß und schwer wie ein Felleisen,<sup>73</sup> dessen verhaftete Last man unterwegs nicht mehr spürt.

Fermo Merisi, das Oberhaupt der Familie, sein Held, Schlüssel zum Leben, war elend an der Pest zugrunde gegangen, - er gerade sechs Jahre alt. Sie hingen aneinander. Ihre Liebe hatte keinen Grund: arglose Gegebenheit, selbstverständlich für Vater und Sohn, ohne Schutz und Vorbehalt.

An jenem Tag starb zuerst Großvater Bernardino, den er nicht weniger liebte, denn bei ihm an der Porta Seriola war er genauso zuhause. Wochen zuvor hatte die Seuche schon Onkel Pietro hinweggerafft.

Nachts starb dann auch sein Vater. Er starb mit ihm, denn der Liebe würde er nimmer trauen: Sie war anfällig, wehrlos und verweste bei lebendigem Leib: Sie war – sterblich. Eine Gnade der Zeit; auf Zeit. Zersetzung war alles, was von ihr übrig blieb. Fäulnis und ihr Gestank, der herausdrang, wenn mitunter die Tür zum Sterbezimmer aufging und die Mutter herauskam, um frische Tücher und Wasser zu holen. Vor dieser Tür harnte er aus, betäubt betend, wimmernd und würgte an seiner Ohnmacht. Sie mußte ihn jedesmal beiseite schieben. Irgendwie dankbar klammerte er sich an den stickigen Husten, der zeigte: Er lebt noch. Dann und wann kam Margherita, schloß ihn in die Arme, und er verkrallte sich in ihre Kleider.

Bis zum Schluß: bis drinnen das Schluchzen der Mutter das Ende beschied.

In diesem Moment zerbrach sein Glaube an die Welt. Er fühlte ihn körperlich bersten: als würde sein Brustbein zerspringen. Ein Abgrund tat sich auf. In diesem Augenblick hatte er seltsame Klarheit darüber, was die Welt war: ein tiefes Loch, wie die Grube, in die man Vater und Großvater tags darauf bettete.

Fortan war er rückhaltlos, fiel ohne Ende. Allein mit dem Heimweh nach ihnen und der Angst vor dem Schlammloch ‚Warum?‘, das dieselbe Grube war, nur voll Tränen.

---

<sup>73</sup> Ranzen, Reisesack

Die Mutter trug schwer an sich selbst und der Sorge für seine zwei jüngeren Geschwister. Dazu kam, daß sie das Erbe gegen die Ansprüche der Verwandten verteidigen mußte. Er haßte sie alle, Geschwister und Verwandte, denn sie nahmen ihm jetzt auch noch den letzten Trost weg.

„Du mußt beten, das hilft!“ sagte sie. „Der Herrgott ist barmherzig!“ Doch der Himmel hörte ihn nicht und gab keine Antwort. Unnahbar und ohne Föhlung: Absolutes ist nicht rüchbezüglieh. Der liebe Gott hat keine Tränen.

Ein Vater? Nicht seiner!

Ihm blieb nichts. Nichts, das den Schmerz stillte. Nur langsames Gewöhnen an Endgütiges: Der Tod lebt lange.

Quälende Frage, die – wie eben jetzt – stets nur sich selbst neu gebar: endlos da capo; fruchtlos ‚**Warum?**‘

Jede Nacht knebelte ihn mit schwarzem Schweigen, und das Schlamloch sog ihn in giftige Träume.

Irgendwann versiegten die Tränen. Das Loch trocknete aus und stürzte über ihn zusammen. Er lebte in einer Art Höhle darunter, dank Margheritas Kleider, die ihn schützten. Hier war er ein anderer. Der eine, das Häuflein Elend vor der Tür, hatte nichts mit ihm zu tun. Er begann zu zeichnen, sich seine eigene Welt zu erschaffen. Eine reinere. Wenn sie ihm nicht gefiel, warf er sie weg. Er spürte sein abgeschnürtes Anderssein, was ihn noch einsamer machte.

Eines Tages griff er zum Pinsel ... das geschmeidige Haar der Pinsel ... einzig Weiches in seinem Leben, nebst Margheritas Kleidern. Doch auch sie vernarbten zu steinharten Klumpen, wenn man sie zu reinigen vergaß ...

Unvermittelt mußte er an das Mädchen denken. Anders als die Erinnerung an seinen Vater, die gewöhnlich schwieg, kehrte sie wieder. Sie kam aus ähnlich Unverzeihlichem. Aus dem Nichts unreifer Chancen.

Er wußte das. Was zerbrochen und zerrissen ist, ist *ungelöst*. Bleibt unerlöst. Und muß sich wiederholen.

„Kein Zweifel“, sagte er tonlos, den leeren Muschelbrunnen vor Augen: „Du bist vertrocknet! Oder verschüttet. Verhärtet oder vernarbt. Nenne es, wie du magst: Alles dasselbe. Du kannst der Schuld die Schuld geben. Dein früher Tod ... seine unerbittliche Gewalt hat dich wütend gemacht. **Darum!**“

\*

Inzwischen hatte es aufgeklärt. Er stand auf und ging in die *loggia*.

Noch querte eine Wolkenbank landeinwärts den Himmel, von der verdeckten Sonne üppig gebauscht. Langsam zog das Lichtband nach Nordosten, dröselte auf und gab sie frei.

Er blickte über das Meer hin und folgte der Küste, dem Saum der Kiefern, der sie jetzt deutlich markierte. Soeben öffnete der Golf die Arme, um sein äolisches Blau zu empfangen. Ein Majolika-Blau, dessen Glasur kühlte, glättete; stillte.

Die Bucht von Agropoli, Lichthof der Sonne, begann zu gleißen: Silber am Morgen, das tagaus vor Neapel liegen würde, von der Abendstunde in Gold gewechselt, rostig gelbrot wie eine dürre Aleppokiefer. Ihr Abglanz verjüngte sich westwärts zu einem schmalen blitzenden Streifen: Die Sichtgrenze – vorhin noch grau wie ein Waldsaum in großer Ferne – ein ranker Stirnreif aus funkelndem Tau. Darin ein weißes Segel, Lücke zum Himmel, es drückte ihn ein. Gerade fuhr es in den Großen Hafen.

Er suchte seinen Blick einzuhaken:

Akribisch tastete er die Irritationen des Horizonts ab – kleinste Male, zittrig-körnig, fiktive Blessuren, die durch Wellengang, Lichtreflexe und Luftströmungen entstanden waren: haltlose Dellen, seichte Senken, scheue Spitzen einer zarten Borte – und prüfte, ob sein Auge scharf genug wäre, die Täuschungen zu entlarven. Schemenhaft Capri, das dort liegen mußte, halbrechts, oder irrte er sich, war es schlicht Dunst, der ihn trügte?

Mit der Zeit nahm er die lösende Wirkung der Horizontalen wahr.

Er entspannte sich, wurde ruhiger, freier, ein wenig müde. Verlor Zeit und sich selbst. Erstmals erlebte er einen Moment tiefer Ruhe.

Trotz allem: Ich muß wohl ein wenig Abstand gefunden haben, schätzte er ... denn nun scheiden sich endlich die Geister ... das Chaos im Herzen und der Filz im Kopf, der Zwang zum Nachdenken ... sie sind gewichen.

„Sollte ich abermals eine ‚Ruhe auf der Flucht‘ malen, weiß ich, wie ich sie anlegen muß!“ murmelte er andächtig und blickte auf den sonnengefluteten Salernitaner Küstenbogen, der offen, klar und heiter vor ihm lag. Weiter, stiller als sonst, als wäre er sein eigenes Echo. Elegisch breit und waagrecht gestaffelt: die verebbenden Weingärten und Olivenhaine, sanft fallend an die Berge gelehnt ... die feldergetäfelte Niederung, voran von Sümpfen durchweicht und mit Korn verfugt: Flicker, zum Band der Kiefern versäubert ... die Küste ... das Meer ...

Nach Rom zurück? Ich muß lernen, zur Ruhe zu kommen! dachte er. Die mich aufnimmt, jetzt gerade, für eine Stunde: Sie könnte mein Zuhause werden. – Erlösung aus eigener Kraft? Nur Andeutung eines Auswegs, nicht mehr. Mehr davon könnte Rom schon ersetzen ...

„Was bist du schon, Gunst des Schicksals? Willkür? Nachsicht? Gefälligkeit? Im Zweifel gibst du stets dem, der schon hat: Glück des Glücklicheren, du huldigst dir selbst! Weißt allzeit, wohin. Niemals, woher. – Gnädiger Beistand: Ich brauche dich nicht. Denn das da ist Ruhe! Stärker als du! Ich setze auf sie. Hier liegt die Kraft!“

Er sah Agropoli ins Meer springen, den Bogen der Amalfiküste gegenüber, und fühlte sich umarmt.

Wie weit ist es zum Frieden da draußen? fragte er sich. Greif in mir Platz! Denn ich fühle, daß du auf Verwandtes in mir triffst! – Ich wünschte, Platons Sehstrahl<sup>74</sup> wäre Wirklichkeit. Daß Gleiches zu Gleichem strömt und beides verschmilzt ...: Oft ist es so, oder? Die Komponisten hören Sang im Geräusch, die Dichter gewahren im

---

<sup>74</sup> Platon, Timaios

Wort das Wesen der Dinge, und wir Maler tauchen mit dem Pinsel darin ein ... – Doch, noch bin ich nicht so weit. Aber hier muß ich ansetzen, wenn mich das Grübeln wieder befällt!

„Hier muß ich ansetzen“, wiederholte er laut, um es sich jedenfalls zu merken.

Die Weite der Fluren, die Poesie der Tempel und das firnisverspiegelte Meer, das sich ins Endlose krümmte: Sie atmeten dieselbe Freiheit. Wärme stieg aus der Ebene, ein Bussard segelte im Aufwind des Monte Soprano.

„Schau“, sagte er, „da fliegt deine Seele!“

## ***BIOGRAPHISCHES***

## ***BIBLIOGRAPHISCHES***



Mag. Wolfgang Wiesauer, geb. 13. 05. 1954 in  
Gmunden

Dipl. Sozialarbeiter; Kunsthistoriker

verheiratet, zwei Söhne

wh. in A-4800 Attnang-Puchheim, Bäckergasse 9

1979 Novelle „DIE ZÜGE“ (Europ. Verlag Wien)

1984 Österreichisches Dramatikerstipendium des Bundes-  
ministeriums für Unterricht und Kunst

Texte und Essays zur Konvergenz von westlicher und  
östlicher Mystik, u.a.:

2000 „DAS SPEKTRUM DES NICHTS“ (Lyrikzyklus, *Arovell  
Verlag Gosau/Salzburg*)

„DER KAMPF MIT DEM ENGEL“ (Lyrikzyklus, unveröffentlicht)

„CHARYBDIS“ (Studie zur Konvergenz von homerischer Epik und neuen klinischen Konzepten; Internetpublikation der *edition S.p.N.LAUB Rottenegg* unter [www.advancedpoetx.com/WIESAUER/](http://www.advancedpoetx.com/WIESAUER/))

2003 „36“ (gemeinsam mit dem Graphikkünstler Roland Danner: 36 synästhetische Versuche, Wort und Bild zu verbinden; *edition S.p.N.LAUB Rottenegg*)

Präsentation von „Novembertage“ als Sonderdruck im Literaturhaus Basel/Schweiz; Veröffentlichung in der Anthologie-Buchausgabe *Ausgewählte Werke VI* der *Nationalbibliothek des deutschsprachigen Gedichtes*, München

2004 „TEUFELS KÜCHE“ (Lyrikzyklus, *edition S.p.N.LAUB Rottenegg*)

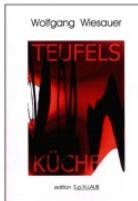
2010 Internetpublikation des 1. Teils der CARAVAGGIO-Trilogie („DER BRUNNEN“) als erweiterte Leseprobe (*edition S.p.N.LAUB Rottenegg*)

Werke des Autors, die in der *edition S.p.N.LAUB* erschienen sind:



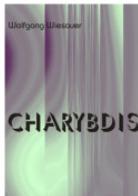
## **36**

36 synästhetische Versuche,  
Wort und Bild zu verbinden  
*edition S.p.N.Laub Rottenegg*  
ISBN 3 901102 19 1  
EUR 18,00



## **TEUFELS KÜCHE**

Lyrikzyklus  
*edition S.p.N.Laub Rottenegg*  
ISBN 3 901102 20 5  
123 Seiten / EUR 11,20



## **CHARYBDIS**

wissenschaftliche Internetpublikation  
(Studie zur Konvergenz von homerischer  
Epik und neuen klinischen Konzepten)  
*edition S.p.N.Laub Rottenegg*  
ISBN 978-3-901102-31-8